

Anschriften

Psychoanalytische Assoziation
Die Zeit zum Begreifen

Präsidentin: Jutta Prasse, Bleibtreustraße 15/16,
1000 Berlin 12, Tel.: 883 28 03

Sekretariat: Eva Maria Jobst, Bartningallee 26,
1000 Berlin 21, Tel: 391 82 79

Koordinator: Dietrich Pilz, Schlüterstr. 51,
1000 Berlin 12, Tel.: 881 14 54

Kassierer: Thomas Kittelmann,
Prinz-Friedrich-Leopold-Str. 29,
1000 Berlin 38, Tel.: 803 33 80

Mitgliedsbeitrag: Der Mitgliedsbeitrag beträgt zur Zeit
100 DM pro Monat.

Konto der
Assoziation: 375 43 - 106, Postgiro BlnW, Blz 100 100 10

Satzung: Die Satzung der Psychoanalytischen
Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* wird
auf Wunsch vom Sekretariat zugesandt.

Brief
der Psychoanalytischen Assoziation
Die Zeit zum Begreifen
Brief Nr. 8 vom 15. November 1991

Inhalt

- 3 Robert Krokowski**
Das Begehren des Analytikers
in der Zeit zum Begreifen
- 35 Hinrich Lühmann**
Eine Intervention
- 39 Heidrun Ostertag**
Blick und Angst.
Versuch einer Annäherung
- 49 Mitteilungen der Assoziation**
- 56 Impressum**

Robert Krokowski

Das Begehren des Analytikers in der Zeit zum Begreifen

I

Der Versuch, die Geschichte der Psychoanalyse als Religions- und Kirchengeschichte zu schreiben, gehört nicht zu den neuesten Unternehmungen. Das mag die neueren Versuche zwar adeln, enthebt sie aber nicht der Tendenz zur Zurüstung.

Drängt sich nicht der Verdacht auf, ist zu hören, daß in den Gemeinden der Psychoanalytiker neben den Büchern Freuds (dem alten Testament) nun die Überlieferungen Lacans (das neue Testament) nur noch exegisiert werden, daß die von den jeweiligen Jüngern begründeten Kirchen teils in Erstarrung verfallen, teils in Zerfall begriffen sind, und daß sich, wie immer in solchen Zeiten, mystische Zirkel daran machen, aus dem Bestand der heiligen Schriften ein Sektenwissen herauszupräparieren? Wie immer, wenn die Maschine der Analogisierung in Gang gesetzt ist, ergeben sich die erstaunlichsten Bezüge und Einsichten. Es steht zu vermuten, daß der eine oder die andere schon an der Arbeit ist, Wesen und Werk der Psychoanalyse einer religionswissenschaftlichen und kirchengeschichtlichen allegorisierenden Deutung zu unterziehen. Und es steht zu vermuten, daß dann (endlich!) jeder weiß, was man immer schon ahnte, daß das Heilungsversprechen der Analyse letztlich nichts anderes ist als ein Heilsversprechen.

Auf den Mitgliederversammlungen der Assoziation diskutieren wir seit einiger Zeit den Stellenwert des Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers« in der Assoziation. Der Brief dokumentiert in diesem und im folgenden Heft Beiträge einzelner Mitglieder zu dieser Diskussion. Aus der Diskussion hat sich die Beschäftigung mit den Fragen von Ausbildung und Autorisierung und des Verhältnisses von Analyse und Lehranalyse ergeben. Diese Fragen werden in einem Colloquium weiterverfolgt, das im Januar beginnt.

Man kann das so sehen, ohne Zweifel, und welcher Psychoanalytiker wollte behaupten, daß sich eine Sicht verbiete. Wie wäre auch ein Wunschenken zu verbieten? Es wäre zu analysieren. Zum Beispiel ist die Frage, welche symbolische Ordnung durch die Allegorese hindurch dingfest gemacht werden soll, keine schlechte Ausgangsfrage. Denn damit stellt sich sogleich eine andere Grundfrage der Psychoanalyse, die nach der Identifikation.

Jede Wette gründet sich auf einen Wunsch. Aber es gibt Wetten des Anspruchs und es gibt Wetten des Begehrens. Sagen: »Ich wette, daß Sie mir nicht das Gegenteil beweisen können«, ist eine Anspruchswette. Wie steht es aber um den Wunsch, der sich in dem Satz bekundet: »Ich wette mit Ihnen, daß das, worum es sich bei der Psychoanalyse handelt, in einer psychoanalytischen Assoziation eher nach Art einer bestimmten Jazzformation thematisch wird, als nach der einer beliebigen Kirchengemeinde oder eines theologischen Seminars?« Ich mache es mir mit der Antwort zunächst sehr leicht. Ich sage, daß ich diese Wette halte und daß ich nicht beanspruche, daß mir jemand das Gegenteil beweist.

Daß es in der Art, wie sich Psychoanalytiker zu Haufen formieren, Unterschiede gibt, soll damit nicht verleugnet werden. Es sind aber eher die zwischen einem Symphonieorchester, einem Kammermusikverein, einer Popgruppe und einer Jazzsektion, als die zwischen einem Konklave, einem Bibelkreis, einem Gottesdienst und einer Sektenbeschwörung. Offenkundig dabei, daß der jeweilige Wunsch, sich und etwas zu Gehör zu bringen, Auswirkungen auf die Arten der Zusammenkunft haben, auch auf den institutionellen Rahmen, in dem das dann Statt findet. Einsichtig auch, daß bisweilen der Eindruck des Deplatziertseins nicht ausbleiben kann: kann es doch jemand widerfahren, daß er, vom Wunsch nach der werkgetreuen Interpretation einer Partitur getrieben, sich an einem Ort wiederfindet, an dem an der gemeinsamen Spielweise gerade die Spannungen unter den Beteiligten hörbar werden, die sich einstellen, wenn die einen auf einer funktionsharmonischen Durchführung eines Standardthemas bestehen, während andere eine vollkommen andere Modalität entwickeln. Ich überlasse die Umkehrung dieses Motivs

der Kombinatorik eines jeden Einzelnen.

Und das Publikum indessen? In welche Art des Genießens mag es sich eher teilen? In die Faszination, die von der Leistung und Erscheinung eines Dirigenten ausgeht, oder in die bisweilen kakophonischen Intonationen der Improvisation über ein Thema *in actu*?

Es soll vorkommen, daß das, was man immer schon gehört hat, endlich einmal so zu Gehör gebracht wird, daß die Struktur der Partitur sich dem Hörenden erschließt. Es kommt auch vor, daß jemand, weil er nicht mehr hören kann, wie das, worauf sich die Interpretation stützt, vorgetragen wird, selbst versucht. Und es kommt schließlich vor, daß einem vor bislang nicht Gehörtem oder vielleicht auch vor Unerhörtem Hören und Sehen vergeht, worauf die unterschiedlichsten Reaktionen denkbar sind. Dazwischen liegen vermutlich etliche Intervallschritte von Möglichkeiten. Daß man sich nicht an jeder Technik der Reharmonisierung des Bekannten beteiligen will und nicht jede Instrumentierung für sinnvoll hält, ist verständlich. Auch, daß man nicht jede Besetzung für angemessen halten muß. Die Unterschiede zwischen Trägheit und Beweglichkeit in der musikalischen Entwicklung sind indes greifbar. Während die einen den Dirigenten nie los werden, zerstreut sich eine Formation, um sogleich erneut Formation zu machen. Die Frage stellt sich: Wer sagt einem dann noch, daß man auf dem richtigen Weg ist?

Verständlich wäre auch der folgende Einwand: »Unerhört, der Psychoanalytiker ist doch nicht nur ein sich Aufspielender, wo bleibt denn da der Analysant? Es kann doch nicht sein, daß er nicht mehr ist als einer, der die Partitur seines Unbewußten zu Gehör bringt?« Das ist wohl richtig. Der Analysant ist bisweilen auch jemand, der beansprucht, daß man ihn vom Gegenteil überzeuge. Oder daß man ihn von seinem Unbewußten heile, je nach dem.

Zu Zeiten, da den ersten psychoanalytischen Formationen, die sich zu früh für etablierte und anerkannte Orchester hielten, im Namen der Doktrin von der entarteten Kunst der Prozeß gemacht wurde, galt es als unabdingbar - im Interesse der Volksgesundheit, versteht sich - nicht nur dem Publikum vorzuschreiben, was es wo und auf welche Weise zu hören habe, sondern auch die Jugend davor zu

schützen, in die Fänge von Scharlatanen zu geraten, die sie nicht nur ausplünderten und ausbeuteten, sondern gar noch zu solchen ausbildeten. Man baute den Popanz derer auf, die mit falschen Heilungsversprechungen eine Gefahr für das wahre Heilsversprechen darstellten. Daß gegenwärtig die Denunzierung der Psychoanalyse dadurch betrieben wird, daß behauptet wird, sie bringe mit dem falschen Heilsversprechen das wahre Heilungsversprechen in Gefahr, wundert nur jene nicht, die die Reichsversicherungsordnung für ein Produkt der nachfaschistischen Volksfürsorge halten. Es sei endlich an der Zeit, bündig zu formulieren, was das ist, *der* Psychoanalytiker, wie man es wird und wie der - weil in seiner Position nicht definierte - potentiell immer als Schädling für die Volksgesundheit Vorschwebende zu einem eindeutigen Nützlichling werden kann. Sofern Psychoanalytiker nicht mit an diesem Bild herumbasteln, wirken sie bisweilen leicht gehetzt - in vielleicht nicht ganz grundloser Antizipation dessen, was da kommen soll. Sollte der Session eine Polizeistunde drohen? hört man tuscheln. Was heißt es dann aber, aus der Formation etwas anderes zu machen, eine orchestrierte Institution oder einen geschlossenen Club?

Gral oder Drink, das ist nicht die Frage. Die Frage ist vielmehr, was es für Themen der Psychoanalyse bedeutet, wenn sie institutionell gehütet, oder im Geheimen genossen werden. Wie ist an der Frage, was das ist, *ein* Psychoanalytiker, ein Analysant und ein psychoanalytischer Akt zu arbeiten, wenn es gilt, einem Bild gerecht zu werden? Es wird so getan, als sei die Frage der Lehranalyse, der Lehre überhaupt, eine, die ohne Institution, die sagt, was sie sind, nicht Antworten hervorbringen könne (weshalb sie mancher der Intuition überlassen möchte...); als sei die Frage der Autorisierung nur durch institutionelle Reglementierung lösbar.

II

Das Bild eines Analytikers oder die Vorstellung von Analyse können die unterschiedlichsten Züge annehmen. Es ist insofern,

kennt man aus der Erfahrung der Übertragung die große Rolle, die solche Züge spielen, nicht unbedingt ein psychoanalytisches Staunen, das sich darin bekundet, solchen Bildern und Vorstellungen mit Befremden zu begegnen. Nicht mindestens siebzig Jahre alt zu sein und keinen weißen Vollbart zu tragen, kann zum leisen Vorwurf werden, unter Analyse nicht eine Technik zur Beraubung jeglicher Symptome zu verstehen zum bedrängenderen. Wie auch immer, zu dem Bild, das man sich von einem Analytiker macht, scheint ebenfalls zu gehören, bei welchem »Verein« er spielt. So ist die Frage danach oft die *zweite*, die gestellt wird.

Erste Fragen - nicht selten mit rhetorischem Akzent - gelten in der Regel einem »Warum?«. Sie könnten denn auch mit den Worten anheben: »Ich habe mich immer schon gefragt, warum...«; zu ergänzen aus dem Spektrum, das zwischen dem »... warum eigentlich die Couch so wichtig sein soll« und dem »... warum die Psychoanalyse eigentlich meint, daß alles mit Sexualität zu tun hat« liegt.

Es gibt andere Gespräche, zum Beispiel Telefongespräche oder sogenannte Vorgespräche, in denen das »Warum?« sich in andere erste Fragen der Psychoanalyse verwandelt, in die Ob-Fragen. Und wenn dann auf diese Fragen geantwortet wird - wie auch immer -, auf die Frage, ob sie auch Kassenanalysen geben, oder ob sie's nicht billiger machen könnten, dann ist das Gespräch bisweilen schnell beendet.

(Zu verstehen gilt wohl: Es ist hier nicht wirklich *billig* gemeint, dem Äquivok des Wortes gemäß, das es in Opposition zum Gemeinten aufgrund der Sprache des Marktes entfaltet, nämlich *preiswert*, sondern eben das *Sonderangebot*, weil man doch ein besonderer Fall sei, und da sei es doch nur recht und *billig*...; merkwürdiger Effekt übrigens, daß, wenn es dann doch losgeht, das heißt, wenn der Analysant sich an die Arbeit macht und merkt, was alles geht, wenn er sich auf das einläßt, das er sich als Etwas vorgestellt hat, was er sich bestimmt nicht leisten zu können glaubte - ein bemerkenswerter Effekt also, daß im Verlauf der Analyse diese dann gar nicht als wert und teuer genug erscheinen kann, denn schließlich ist das nur recht und *billig*, angesichts der geleisteten Arbeit...)

Aber ich will hier zunächst nicht diese *ersten Fragen* von Psychoanalyse heute weiter vertiefen, sondern mich den *zweiten* zuwenden, die nicht als »Warum?« oder »Ob?« daherkommen (also als Fragen nach dem besonderen Grund der *Übertragung des Begehrens des Fragenden*, sowie als *Infragestellung der Übertragung selbst*, denn wie geht das, daß man etwas gibt, was man nicht hat...?), sondern als Frage nach der *Versicherung*.

III

Denn ist es nicht klar, daß die Frage nach dem »Verein« zu stellen, zu dem ein Psychoanalytiker gehört, auch heißt, die *Police* zu überprüfen, die garantiert, daß das Wissen, das zu unterstellen man bereit ist, ein abgesichertes sein soll, ein institutionell anerkanntes? Daß dies die Ankündigung einer besonders trickreichen *Versicherung gegen Übertragung durch Übertragung* sein kann, spürt man spätestens dann, wenn einem zu Ohren kommt, daß die Kritik »eines zu Therapierenden« an der Ausrichtung seiner Therapie mit einem gestischen Hinweis des Therapeuten auf die Wand hinter ihm (die »der zu Therapierende« also immer fest im Auge hat) vom Tisch gewischt wird (der »den zu Therapierenden« also mit dem Therapeuten verbindet, weil sie ihn beide vor sich haben): *dort* hinge schließlich das Diplom, und deshalb wisse er schon, was er tue...

Aber derjenige hätte vielleicht recht, der hier einwenden wollte, daß die Frage nach dem »Verein« mehr beinhaltet, als den Wunsch, sich ein Bild zu bewahren, vielleicht den, sich ein neues zu machen. Denn schließlich, ob universitäre Ausbildung oder Ausbildung durch eine psychoanalytische Institution, diejenigen, die kommen, um sich auf das mühsame und opfervolle Geschäft einer Analyse oder Therapie einzulassen, müßten doch wissen können, mit wem sie es zu tun haben. Nicht, daß man das nicht auch im Vorgespräch herausfinden könne, aber einfacher und sicherer sei es schon, wenn die Beglaubigung gut sichtbar und verbürgt sei. Unversehens findet man sich also vor die Frage gestellt, *was* die Universitäten und

Institutionen also verbürgen können. Aber das scheinen *drittrangige* Fragen zu sein, oder zumindest solche, die zu erörtern immer anderswo ihren Platz haben.

IV

Vielleicht nimmt ein Gespräch aber auch einen anderen Verlauf, einen Verlauf, in dem die Absicht, sich ein Bild zu machen, auf die Erfahrungen zurückgreift, die jeder vielleicht schon gemacht hat. Ein Stück Realitätsprüfung könnte also im Spiel sein, warum nicht, nähme das Gespräch den Verlauf, statt der Beantwortung der Frage nach einem »Verein«, die *Funktion* solcher »Vereine« zu befragen.

Warum, könnte der erstaunte Gesprächspartner feststellen, gibt es da Probleme? Man gründet einen Verein, um gemeinsam, mit Gleichgesinnten, einen Zweck zu verfolgen. Man sucht die Gesellschaft anderer, fährt er fort, weil die gemeinsame Vereinsarbeit das, was einen verbindet, deutlich machen kann, anderen gegenüber, die, wenn sie denn eine besondere Art der Wahlverwandtschaft verspüren, beitreten, oder die in die Lage versetzt werden, sich abzugrenzen, weil ihnen das nicht geheuer ist. Und, ergänzt er, damit die Vorstellungen über die Vereinszwecke sich nicht ins Ungeheuerliche versteigen, stellt man eine Satzung auf, die Auskunft gibt, wie beabsichtigt ist, die Vereinszwecke zu befolgen. Es ist doch legitim, bemerkt er, daß ein solcher Verein sowohl eine Solidargemeinschaft darstellt, als auch eine Interessengemeinschaft. Denn der Vereinszweck kann ja nicht nur in der Förderung des gemeinsamen sachgebundenen Anliegens bestehen, sondern auch in der Beförderung der Mitglieder, das heißt, in der Sicherung ihres Vorteils. Warum sollen sie nicht die Früchte ihrer Arbeit ernten, es gibt ja nicht nur gemeinnützige Vereine, in denen es den Mitgliedern um selbstlose Aufopferung für eine gute Sache gehe, sondern auch, na ja, schließt er dann, sagen wir eigennützige, in denen sich die Mitglieder auch in den Stand versetzen, gute Sachen zu genießen. Wo also liegt das Problem?

Und der andere, einigermaßen verblüfft ob der festgestellten Problemlosigkeit, überlegt, wie er auf diese einfache Frage antworten will. Ist er doch vielleicht gewohnt, in den Minimaldifferenzierungen der Effekte von Vereinigungen zu interpolieren. Als ob das so eine einfache Sache sei, das Genießen. Ja, wenn es sich um das Genießen individueller und ideeller Werte handelte, dann wären diese Effekte wohl problemlos. Denn in der Tolerierung nützlicher Idiotie mag es wohl möglich sein, jemandem sein Genießen zu lassen, denn hier zeigt sich die Genossenschaft des Vereins darin, daß seine Mitglieder die *Gesellschaft*, wie es heißt, in den Genuß versetzt, den Genuß einer Arbeit. Wie die karitativen Gruppen der Kirchen und die auf der Basis eines sogenannten freiwilligen Sozialengagements staatlich organisierten Institutionen, die von diesem Genuß leben. Aber was wird aus der Tolerierung, wenn es sich um etwas anderes handelt, nicht um den Genuß einer Körperschaft, welcher Art der Volksfürsorge auch immer, sondern um das Genießen des Körpers - und wenn dabei noch das ins Spiel kommt, was angeblich nicht stinkt, was aber jede Form des Genießens sofort anrühlich macht. Natürlich geht es ums Geld.

V

Vielleicht ist es spätestens dieser Gedanke - ob ausgesprochen oder nicht -, der dem Gespräch eine merkwürdige Wendung gibt. Eine eigentümliche Atmosphäre steigt plötzlich auf, die sich dann erst wieder zu klären neigt, wenn sich der Wert der angesprochenen Arbeit des Psychoanalytikers - zumindest vorstellungsmäßig - zu vergegenständlichen beginnt. Auf der Ebene des abstrakten Äquivalententausches, versteht sich.

Denn die Volksfürsorge der Kassen welchen Namens auch immer garantiert dem Steuer- und Versicherungszahler (der ja schließlich »der zu Therapierende« auch ist), daß die gesellschaftliche Arbeitskraft aufrechterhalten bleibt, indem der Berufsstand der Therapeuten seine gesundheitspolitische Funktion erfüllt. (Es würde

mich übrigens nicht wundern, diesen Satz dereinst als zu affirmierenden Zitat in irgendeinem Weißbuch wiederzufinden.)

Hier wird es nun selbstverständlich, daß sich die Kosten für die repräsentative Praxis des Therapeuten, ist er doch auch Repräsentant eines Standes, in dem sich zeigt, was der Gesellschaft ihr sozialpolitisches Engagement wert ist, in den Behandlungssätzen niederschlagen. Und außerdem: Der in seiner Ausbildung vergegenständlichte Wert (... was hat es nicht gekostet, ihn in die Lage zu versetzen, seine Funktion zu erfüllen ...) hat seinen Preis.

Dies alles, und damit will ich das fiktionale Gespräch für's erste beschließen (»Ein weites Feld...«, könnte der Seufzer sein, der es zunächst skandierte, Fortsetzung bei beliebiger Gelegenheit...), dies alles legt - natürlich - die Auffassung nahe, daß es wohlfeile Kriterien dafür geben muß, daß sich jemand Psychoanalytiker nennt, und - natürlich - Instanzen, die in ihrer Autorisierungsfunktion die Garantie dafür übernehmen, daß alles seinen geregelten Gang geht.¹

VI

Schließlich soll derjenige, der sich das Päckchen auflädt, die Reproduktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft zu gewährleisten, aber auch derjenige, der sein Päckchen aufschnürt, um es in Ordnung zu bringen, damit er an ihm nicht mehr so schwer trägt, daß er nichts anderes mehr tragen kann, vorher schon wissen, wofür letzterer nicht zu bezahlen hat. Denn sonst könnte man für diesen ja die Katze im Sack kaufen. Und da das alles von allgemeinem Interesse ist, und es ohnehin sittenwidrig ist, solchen Handel anzustellen, konfisziert man besser auch die Säcke, die sich die als prinzipiell unmündig Unterstellten, denen gegenüber Vater Staat eine Fürsorgepflicht habe, einhandeln könnten, wenn sie sich auf dem Psychoschwarzmarkt an das halten, was die Gesellschaft nicht bezahlt. (Denn diese hätte ja womöglich für die Kratz- und Bißspuren aufzukommen, womit sich der Kreis der Fürsorge schließt. Wobei allerdings wenig befragt ist, wer da wem welche Katze in welchen Sack praktiziert, um sie dann

aus dessen Praxis zu Tage zu fördern...)

Damit soll die Katze nicht verharmlost werden, aber vor einem spezifischen *Analysekater*, der am Kopfzerbrechen institutioneller und verordneter Fürsorge wohl keinen geringen Anteil hat, ist niemand gefeit, schon gar nicht dadurch, daß ein Diplom an der Wand als prophylaktisches Antidotum suggerieren soll, daß es kein Kater ist, weil man ihn aufgrund des Genossenens gar nicht bekommen kann.

Wundert man sich nicht über solche Vorstellungen, vor allem in einer Praxis, in der wohl nicht nur einmal sich zeigt, daß die Kopfschmerzen, die jemand bekommt, etwas mit dem zu tun haben, was er Tags zuvor bestimmt nicht genossen hat? Jedenfalls ist es wiederum kein analytisches Staunen, das Wunder nimmt, daß ein auf dem Hintergrund von universitär angeeigneten Scheinen sich vergegenständlichender Schein solche Ausstrahlungen haben kann. Und dabei wird sicherlich die aufrichtige Versicherung nicht fehlen, daß man immer im besten Wissen und Gewissen gehandelt habe, in dem, versteht sich, das man *gelernt* hat auszuüben und zu beruhigen, letzteres, weil man auch *das* gelernt hat.

VII

Weit entfernt also davon, Gefahren leugnen zu wollen, weit entfernt auch von einer Haltung des *anything goes*, will ich nur darauf hinweisen, daß die Sätze Freuds auch nach mehr als einem halben Jahrhundert noch nicht an Aussagekraft und Aktualität verloren haben:

»Die Psychoanalyse ist etwas so Neues in der Welt, die große Menge ist so wenig über sie orientiert, die Stellung der offiziellen Wissenschaft zu ihr noch so schwankend, daß es mir voreilig erscheint, jetzt schon mit gesetzlichen Vorschriften in die Entwicklung einzugreifen. Lassen wir die Kranken selbst die Entdeckung machen, daß es schädlich für sie ist, seelische Hilfe bei Personen zu suchen, die nicht gelernt hat, wie man sie leistet. Klären wir sie darüber auf und

warnen sie davor, dann werden wir uns erspart haben, es ihnen zu verbieten. Auf italienischen Landstraßen zeigen die Leitungsträger die knappe und eindrucksvolle Aufschrift: *Chi tocca, muore*. Das reicht vollkommen hin, um das Benehmen der Passanten gegen herabhängende Drähte zu regeln. Die entsprechenden deutschen Warnungen sind von einer überflüssigen und beleidigenden Weit-schweifigkeit: Das Berühren der Leitungsdrähte ist, weil lebensgefährlich, strengstens verboten. Wozu das Verbot? Wem sein Leben lieb ist, der erteilt es sich selbst, und wer sich auf diesem Wege umbringen will, der fragt nicht nach Erlaubnis.«²

VIII

Man könnte sich von all diesem nun schulterzuckend abwenden (beladen mit oder ohne Päckchen), aber wem wendet man sich zu? Man könnte mit der Erinnerung an »Die Frage der Laienanalyse« mutmaßen, daß der *furor prohibendi*, die Neigung zum Bevormunden, Eingreifen und Verbieten nicht nur nicht verschwunden ist, sondern daß sich dazu auch noch ein anderer *furor*, eine besondere Neigung zur Verfügung, Vormundschaft und Erlaubnis gesellt hat. Die - ist eine auf den zweiten Blick nur fakultative Ausbildung auf den ersten nur abgesichert genug - die Eignung des Kandidaten ein für alle Mal beglaubigen soll. Einmal ein Therapeut (wie geprüft), immer ein Therapeut. Kenner der sogenannten Curricula, die die Universität unter diesem Namen fakultativ universell macht, wissen was ich meine. Daß darüber - auch intern, wie man sagt - nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wird, vermag nur bis zu einem gewissen Grad die Intriganz in Integrität zu verwandeln. So war der Freudsche Satz, daß *niemand die Analyse ausüben soll, der nicht die Berechtigung dazu durch eine bestimmte Ausbildung erworben hat*, nun auch wieder nicht gemeint, und käme die Analyse auch als Therapie daher.

Eine »bestimmte Ausbildung«: nur welche? Was heißt »eine bestimmte Ausbildung« angesichts eines Zustandes, in dem selbst

was gesichert schien, sich zu verflüchtigen neigt und Effekte auch in Kreisen der Analyse zeitigt, nämlich die Forderung, daß, wer analysieren will, schon analysiert haben muß, und zwar auch seinen Anspruch, sich Analytiker nennen zu wollen?

Wo das »Diplom« nicht als das auftaucht, was es sein soll, nämlich ein mindestens »zweifach Zusammengefaltetes«, sondern als Ausstellungsstück an die Stelle der Analyse des Wunsches zu »therapieren« rückt, da ist es nur ein kleiner Schritt zur Praxis aufgrund der Einrahmung dessen, was man von der Psychoanalyse weiß - von einem Hörensagen, daß sich nie »zwischen Couch und Fauteuil« übertragen hat, sondern schlechtesten Falls zwischen Katheder und Seminarstuhl. Besteht Chance auf Analytiker, frage ich, wenn die Macke, es sein zu wollen, nicht eine Chance erhält, als das, was sie zunächst ist, ein *Anspruch* nämlich, analysiert zu werden, bevor sich welches *Begehren* auch immer verwirklicht?

IX

Es stellt sich die Frage, ob in all diesem die Notwendigkeit von Institutionen eine wichtige Rolle spielt. Etwa in der Funktion eines Garanten, der bescheinigt, daß Analyse stattgefunden hat, etwas, was der Analysant zumindest erwarten darf, wenn er sich auf die Couch legt: daß es *auch* um sein Begehren geht, weil der Analytiker die Erfahrung *eines Unbewußten* gemacht hat, und fähig ist, zwischen Wünschen zu unterscheiden.

Ich betone das so, weil auch in Analytikerkreisen, wenn es um rationale Gründe und Begründungen für die Ausbildung geht, um die Frage des Verhältnisses von Analyse und Lehranalyse zum Beispiel, es immer noch ein leichtes Zusammenzucken gibt, wenn vom *Unbewußten* die Rede ist. Ich will an dieser Stelle nicht wiederholen, was anderen Orts gesagt wurde, um nach der Veröffentlichung ohne allzu ausgiebige Erörterung der Herausforderung in der Schublade oder im wohlsortierten Bücherregal zu verschwinden.³

Die Frage, die sich stellt, ist die nach einem Ort, oder

vielleicht besser *Feld*, das ermöglicht, *auch* das Thema der Autorisierung und Selbstautorisierung eines Psychoanalytikers und, verbunden damit, das des Verhältnisses von Analyse und Lehranalyse erneut durchzuführen, weil die bisher in dieser Hinsicht gesetzten Harmonisierungen der offenkundigen Dissonanzen zu diesen Themen nicht als letzte Fassung hörbar sind.

Ich will hier deshalb einige Bemerkungen über die In-Formsetzung eines Begehrens machen, daß die Erfahrung des Unbewußten gemacht hat, nicht nur in *einer* Analyse, über die In-Formsetzung des Begehrens des Analytikers als *Feld*. Und zwar als *Arbeitsfeld* in einer Institution, die sich nach einem Text Lacans als Psychoanalytische Assoziation »Die Zeit zum Begreifen« nennt.⁴

X

Sagen, daß etwas nicht so recht trägt, setzt voraus, daß es zuvor gefügt wurde. In Form einer Satzung zum Beispiel.

Hört man hier Anklänge an eine Weisheit, deren skeptische Untertöne darauf anspielen, daß man es eigentlich vorher schon hätte wissen müssen? Welches Wissen aber würde verhindern, daß sich etwas verschiebt, aus den Fugen gerät. Oder welches Wissen würde verhindern - eine andere Konsequenz von Grundlegung (im Sinne: Fundament) -, daß sich etwas ineinanderschiebt, verdichtet bis zu einer Verklebung, in der aus den Elementen der Fügung Komponenten der Verfügung werden. Sagen: »Man hätte es eigentlich schon vorher wissen müssen« seufzt immer nur nachträglich über die Verschiebungsbewegungen des Unfügsamen und die Verdichtungen des Klebeffekts. Es zeigt sich, daß das nichts löst. Es zeigt sich aber auch, daß die Konsequenz aus dem vermeintlichen Vorwissen, dem Unfug, sich trotz bestehender Notwendigkeiten im Feld der Psychoanalyse nicht zu assoziieren, nichts löst.

Verschiebt sich aber die Aufmerksamkeit von den skeptischen Untertönen einer Binsenweisheit auf die mitschwingenden Obertöne der Wahrheit eines Assoziationsprozesses, wie dann, im

Feld der Analyse, nicht nur das *Man* in Frage stellen, das hätte wissen können, sondern auch das, was aus diesen Obertönen Akkord macht, das *Subjekt* des Assoziationsprozesses.

Ich höre schon: Eben, es dreht sich nicht um's Wissen. Die Psychoanalyse hielte die Wette, daß die Subjekte ihre Wahrheit ausplaudern, ohne es zu wissen, denn: Denken und Sein, wir wissen es alle, nicht wahr, das sind die unmöglichen Kinder von Eisbär und Wal, das eine um keinen Deut weniger bastadiert als das andere.

»Ich bin nicht da wo ich denke und da wo ich denke bin ich nicht«. Das ist schon wahr. Aber es scheint notwendig zu sein zu sagen, daß das nicht *die* Wahrheit der Psychoanalyse ist, sondern eine halbe Wahrheit, mitgeteilt in einem Satz, in dem ein Wissen preisgegeben wird (um darauf hinzuweisen, daß es nicht das *Nur* ist, auf dem die Rede von Halbsagen der Wahrheit aufsitzt). Denn: Wäre das *die* Wahrheit der Psychoanalyse, daß sich die Wahrheit immer *nur* halb sagen läßt? »Ich bin nicht da wo ich denke und da wo ich denke bin ich nicht.« Gibt es einen Satz, der besser zeigt, daß in ihm das Ich, angestoßen vom Begehren, auf der Schaukel des Begehrens hin- und herschwingt, *shifter* einer Aussage und eines Aussagens, hin- und herschwingt zwischen *Anspruch* und *Begehren*, um mit dem aufsteigenden Schwindel zu kämpfen, im Versuch den Blick auf das zu richten, was es da treibt?

Verstehbare Strategie, zunächst, diesen Schwindel loszuwerden, *indem man es zum Schwinden bringen will*, dieses Subjekt, insofern man die philosophische Münchhauseniade ausheckt, sich am eigenen Schopf zu packen und darüberhinaus selbst noch den Grund zu legen, von dem aus man die Schaukel selbst fest in beiden Händen hält, im *Begriff*-Fundamentalontologie nennt man das dann.

Daß auch das nichts löst, zeigt sich nicht in der Dämmerung, in der die Eule der Minerva nach Athen getragen wird, sondern des Nachts, wenn Ungeheuerliches die Träume des schlafenden Vernünftigen heimsucht.

XI

»Gewiß«, heißt es im ersten Absatz der Satzung der Psychoanalytischen Assoziation, »ihre Geschichte hat es gezeigt, daß es auch der Psychoanalyse allerorten schwerfällt, hier (und im Sinne des Satzungstextes heißt »hier«: da wo es um die »Ausfallsprodukte« des universitären Diskurses geht) nicht den Halt zu verlieren: sieht man denn nicht, wie sie immer wieder freiwillig in den Schoß der letzten Endes in der Philosophie verankerten Psychologie zurückkehrt, oder wie sie sich von einer Medizin kolonisieren läßt, die den Körper in seinem als bloße Ausdehnung bestimmten cartesischen Exil gefangenhält, ihn auf ihren Krankenschein keinesfalls so erfassen kann, wie Freud ihn bestimmt hat: als Genießen seiner selbst?«

Auch ein solcher Text ist nicht frei von Untertönen und Obertönen. Worauf ich anspielen will ist, daß es die Wahrheit nicht haltlos macht, wenn man den Akzent auf sie legt, sowenig wie das Wissen sich verliert, wenn man, was den Schoß der Psychologie und der mit ihm verankerten Philosophie angeht, durchzublicken meint bei dem, was in ihm vorgeht. Auch hier ist das Bild einer Ganzheit wohl nicht zu erlangen.

Daß »Wir« zwangsläufig von der Erfahrung der historischen Haltlosigkeit ausgehen, lese ich im Satzungstext weiter, und daß Psychoanalytiker mit der konstitutiven Vergeblichkeit ihres Diskurses konfrontiert sind. Damit hängt wohl die Notwendigkeit zusammen, die Frage zu stellen, »wie sich der Status eines Apparates, der Psychoanalyse, aufrechterhalten läßt, der seine Antinomien nicht nur selbst produziert, sondern diese auch in sich einschließt, ohne mit diesem Einschluß das Bild einer Ganzheit, die erst die Unterscheidung eines Innen von einem Außen ermöglichen würde, zu zeichnen.«

Von einigen dieser Antinomien als Effekte des *Gründungsaußenblicks* will ich im Folgenden ausgehen. Ich werde dann ein paar Worte darüber verlieren, wie in der *Zeit zum Begreifen* die Unterscheidung eines Innen und eines Außen institutionalisiert werden soll, geht es nach dem erklärten Anspruch und dem unerklärten

Begehren einiger Psychoanalytiker in der Assoziation. Sodann werde ich *schließen* mit der Frage nach der subjektiven Assertion, also mit der Frage nach der Begründung der subjektiven Position von Psychoanalytikern in einer Assoziation, deren Herausforderung für Psychoanalytiker nicht darin besteht, das Unmögliche möglich zu machen (auch nicht, das Notwendige unmöglich), sondern lediglich darin, das, was immer möglich ist, die Selbstbegründung und Selbstautorisierung, notwendig zu machen, das heißt in der gemeinsamen Arbeit zu *ergründen und darin anzuerkennen*.

XII

Es ist folgerichtig, daß sich in einer psychoanalytischen Assoziation, deren Mitglieder nicht nur Psychoanalytiker sind, sondern auch nichtpraktizierende an der Analyse Interessierte, die Psychoanalytiker der Assoziation in besonderer Weise zusammenfinden, um in einem ihnen vorbehaltenen Arbeitsfeld die Bedingungen ihrer Arbeit theoretisch zu ergründen. Ein solches *Arbeitsfeld*, hier genannt »Begehren des Analytikers«, produziert zusammen mit der Assoziation als Institution eine schwierige logische Figur: *die Figur eines eingeschlossenen Ausgeschlossenen*. Denn trotz seiner Situierung im Rahmen der Institution fällt dieses Arbeitsfeld insofern aus dem Rahmen, als es anderen Assoziierungsmodalitäten unterliegt als sie für die Institution sonst gelten.

»Mitglieder der Assoziation«, heißt es in der Satzung, »können sich diesem Arbeitsfeld gegenüber als Analytiker erklären, d.h. erklären, wie aus einem Anspruch eine Übertragung in Gang gesetzt wurde. Das Arbeitsfeld nimmt die Erklärung dadurch an, daß es das erklärende Mitglied zur regelmäßigen Mitarbeit verpflichtet. Diese Verpflichtung ist gegeben, wenn zwei Mitgliedern des Arbeitsfeldes die Erklärung etwas sagt, zu denken gibt.«

Auch auf die Frage, worum es sich bei dieser regelmäßigen Mitarbeit handeln soll, gibt die Satzung Auskunft: Das Feld »arbeitet an der Frage nach dem Grund zur und der Übertragung, der Ausrich-

tung der Kur. Wie ist das Jenseits der Identifizierung zu fassen im Hinblick auf die Funktion des *a*?«

Wie alle anderen Arbeitsfelder soll auch dieses besondere, laut Satzung, einen Berichterstatter haben, der der Mitgliederversammlung Auskunft darüber gibt, was er von der Arbeit in diesem Feld zur Kenntnis genommen hat.

Dies der *Entwurf* der Arbeit nach der Satzung, die im Augenblick der Gründung der Assoziation den Stand der Arbeit der Analytiker stillstellt, der Entwurf eines *theoretischen Arbeitsfeldes* in der »Zeit zum Begreifen« (Arbeit an der Frage nach dem Grund zur und der Übertragung, der Ausrichtung der Kur), das aber vielleicht noch anderen Zügen Raum geben kann (wie kann es jenseits der Identifizierung Fassung bewahren, im Hinblick auf die Funktion des *a*?).

XIII

Der Versuch, den Entwurf dieser Satzung zu verwirklichen, hat ohne Zweifel Effekte gezeitigt.

Ein erster Effekt ist die Tatsache, daß aus der Kann-Bestimmung der Satzung resultiert, daß es in der Assoziation Analytiker gibt, die Mitglieder des Arbeitsfeldes sind, und andere, die es nicht sind. Ein Zustand, der gerade von Mitgliedern des Feldes als nicht tragbar beschrieben wurde, und der zu einem ersten Vorstoß in Richtung Satzungsänderung führte: Analytiker sollten danach *nur* Mitglieder der Assoziation sein können, *wenn* sie sich erklärten.

Die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Überlegung blieb zunächst unklar. Nicht nur konnten Erklärungen nicht »bearbeitet« werden. Ein anderer Effekt der Sonderstellung des Arbeitsfeldes machte die Erklärung im Grunde logisch unmöglich, so notwendig sie auch schien: die Unmöglichkeit, einen Berichterstatter zu finden.

Dies schien aber nur *eine* Verschlingung in dem Knoten zu sein, die vom Arbeitsfeld zunächst nicht gelöst werden konnte. Tatsächlich, so zeigten die Stellungnahmen, hing mehr daran, als nur

die Möglichkeit, einen Berichterstatter zu finden. Vielmehr zeigte sich, daß das Stocken in der Arbeit des Feldes konstitutiv mit seiner Struktur selbst zusammenhing, mit seiner Definition und mit seiner Stellung in der Institution.

Ein weiterer Effekt war die Fragwürdigkeit der Kriterien, nach denen jemand, aufgrund seiner Erklärung, zur Mitarbeit verpflichtet werden sollte. »Zu denken gäbe einem ja vieles...«, war des öfteren zu hören, »aber...« - wobei dem »Aber« selten mehr folgte, als drei im Raum stehende Punkte. Es führte in seinem Kielwasser keine Konsequenzen mit sich, die auf eine Erörterung der Kriterien schließen lassen könnten, bis auf einen Aspekt, auf den ich noch zu sprechen kommen werde. Denn, wiederum eingedenk des Satzes »Entweder ich denke nicht, oder ich bin nicht«, man stieß erneut auf die Frage nach der *Analyse* des Kandidaten. Wäre diese nicht das Kriterium schlechthin?

Und dann hatte das scheinbare Nichtarbeiten des Feldes den Effekt, daß in den anderen Arbeitsfeldern gearbeitet wurde (trotz aller Unkenrufe), und zwar - an der Frage nach einer Arbeit in einem Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers«. Sollte man also sagen, dieses Feld selbst habe schlecht funktioniert? Im Gegenteil, denn es ergibt sich ein schönes Beispiel, wie ein logisches Loch in einer Struktur Wirkungen zeitigt, eine Zeit zum Begreifen eröffnet, wie es der Name der Assoziation nahe legt.

Keinen Grund also, mit Häme auf die Antinomien zu blicken, die eine psychoanalytische Assoziation produziert.

(Natürlich kann man auch so tun, als ob alles seinen geregelten Lauf nähme, um dann die Diskussion über das, was ein Analytiker sei, an der Frage zu entzünden, ob jemand lediglich *rite*-Analysen gebe, oder es auf sich nähme, drei bis vier Stunden in der Woche zu analysieren, wie es letztes in einem *Psyche*-Heft zu lesen war - wobei die *Frage nach der Ausrichtung der Kur* einmal wieder der untergeordnet wurde, wer sich aufgrund unbefragter Kriterien Analytiker nennen dürfe.)

Es ist jedoch zunächst wichtig zu erwähnen, daß die bisher gültige Satzung der Assoziation keinen Hinweis darauf enthält, daß

die Mitgliedschaft im Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers« an irgendeine Form der Autorisierung durch die *Institution* gebunden wäre. Dies bleibt auch in Zukunft, nach welcher Änderung auch immer, schwierig: Denn wie könnte *eine Institution*, deren Mitglieder nicht *nur* Analytiker sind, *einen Analytiker* autorisieren, ganz abgesehen von den bekannten Problemen, die sich auch aus einer anderen (reineren?) Struktur ergäben?

XIV

Liegen die Verhältnisse einmal so, dann liegt vielleicht auch die Forderung nach Neukonstituierung des Arbeitsfeldes nahe. Bei dieser gehe es darum zu zeigen, so eine Position, daß sich im Feld Analytiker befinden, die sich gegenseitig als Analytiker anerkannt haben, und auch darum, »nach Außen« »mit gutem Gewissen« sagen zu können, der oder die gehört dazu.

Der Vorschlag, der das bewerkstelligen sollte, haute (es war zwar anders gemeint, aber ich finde den Satz so schön) mit einem Tiefschlag die ganze Nominalismusdebatte um. Die Frage, was das sei, ein Analytiker *der* Assoziation (würde er künftig AA genannt, wenn es denn keine IAs - Analytiker *in* der Assoziation - mehr gäbe? Schluß mit der Eselei!?), wurde bündig beantwortet: Jemand, der bei einem Analytiker der Assoziation eine Analyse gemacht hat, von der dieser dann kundgibt, daß Analyse stattgefunden habe. *En detail* gestaltete sich der Vorschlag folgendermaßen:

Jeder, der Mitglied des Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers« werden wolle, also bisher nicht Mitglied sei, solle, in geheimer und geheim bleibender Wahl, bei einem der Schon-Mitglieder erneut für mindestens ein Jahr in die Analyse eintreten, um sein Begehren als Analytiker zu analysieren. Diese Zeit begönne von dem Augenblick an zu laufen, in dem diejenigen, die die Arbeit im Feld (also auch in der Assoziation) für notwendig hielten, ihren Anspruch anmeldeten. Nachdem eine gewisse Zeit verstrichen sei, würde das Begehren des Analytikers dadurch *authentifiziert*, daß der Analytiker des Kan-

didaten durch geheime Bekundung die anderen Mitglieder des Arbeitsfeldes darüber in Kenntnis setze, daß *Analyse stattgefunden habe*. Dies sollte in Form einer »Urnenwahl« geschehen, bei der sich neben den schwarzen Steinen also mindestens ein weißer Stein in der Urne finden müsse.

Die *Inaugurationsanalyse* hätte nach dieser Konzeption *jeden* betroffen, das heißt also sowohl diejenigen, die schon als Analytiker praktizierten, als auch jene, die noch in Analyse wären. Das heißt, Voraussetzung für die *zweite Analyse* wäre die zunächst beendete *erste* gewesen. Der Analytiker dieser Analyse hätte dabei ein anderer sein sollen als der der ersten. Durch Abgabe des weißen Steines wäre der Kandidat oder die Kandidatin auf die Mitarbeit des Arbeitsfeldes verpflichtet worden und als Analytiker oder Analytikerin des Arbeitsfeldes anerkannt. Soweit der Vorschlag.

Würde er jemals Satzungstext, so wäre das zunächst ein entscheidender Schritt, die Selbstautorisierung des Analytikers in Frage zu stellen, zumindest was den Wirkungsbereich der Assoziation angeht. Was immer bisher zu dieser Autorisierung gesagt wurde, würde durch einen Satzungsakt außer Kraft gesetzt, ohne daß es bisher Gegenstand einer weiterführenden Auseinandersetzung gewesen wäre: wohlgemerkt unter *allen* gegenwärtigen Psychoanalytikern *in* der Assoziation. Die Frage der Selbstautorisierung (aber auch die der Autorisierung durch andere Institutionen) würde dahinein zurücküberwiesen, wo sie sicher auch ihren Ort haben sollte: in die *Analyse*. Das wäre nicht schlecht, denn was wäre besser geeignet, das Begehren *eines* Analytikers zur Sprache zu bringen, als die *Analyse*?

Andererseits: Die *zweite Analyse* (ich will offenlassen, ob sie als Lehranalyse zu benennen wäre oder nicht), sorgte alleine aufgrund ihrer Einführung für weitreichende Konsequenzen. Und ich bezweifle, daß diese zumindest ihrer logischen Qualität nach (anderes ließe sich ohnehin erst nachträglich analysieren) durchgearbeitet sind.

Der Vorschlag, wie bemerkt, ruht. Dennoch mag es interessant sein, seinen Implikationen nachzugehen, soweit sie sich nicht nur

auf die interne Struktur der Assoziation beziehen.

XV

Die Konzeption geht davon aus, daß die *erste Analyse* notwendig un abgeschlossen oder gar gescheitert ist. Das heißt, daß das Begehren des Analytikers aus strukturellen Gründen einer ersten Analyse nicht ausreichend analysiert werden kann und diese entweder in einen Abbruch (mit dem Effekt der Selbstautorisierung: und nun trotzdem, erst recht...) oder in eine Identifikation (»um so schlimmer«) mündet. Hier könnte die *zweite Analyse* nachholen, was unmöglich war. Es ist hier eine Frage, inwiefern diese *Gewißheit* bringen sollte (warum keine *dritte* oder *vierte*, zum Beispiel?). Woher dann auch die *Gewißheit* der Analytiker des Arbeitsfeldes, daß sich die Assoziationsfrage in der gemeinsamen Arbeit nicht doch stellt, die zuvor an die zweite Analyse deligiert wurde?

Die Konzeption einer zweiten Analyse wäre folgenreich. Die Herstellung eines Übertragungsverhältnisses aufgrund einer funktionalen Perspektive birgt zumindest etliche theoretische Probleme. Sie gilt es zu befragen, nicht unlösbar zu machen, indem Inszenierungen Vorschub geleistet wird. Dazu kommt die Situation, daß für *jeden* Analytiker sich nach einer gewissen *Zeit* wohl die Frage stellt, gerade wenn er eine erste *Zeit* eigener Praxis hinter sich hat, ob er seine Erfahrungen erneut analysieren will. Diese aufgrund eines Selbstwicklungsprozesses einer Institution mit ihren eigenen Antinomien zu fordern, ist etwas völlig anderes.

Ausgeschlossen ist mit der Konzeption die Möglichkeit, sich noch während des Verlaufs der sogenannten *ersten Analyse* zu autorisieren. Eine Lösung, die unter anderem wegen der fehlenden Konzeption einer Lehranalyse gewählt worden sein kann. Muß man unterstellen, daß dieser Schritt *nicht* Gegenstand der laufenden Analyse gewesen ist, das heißt, wie auch immer, daß sich das Begehren eines Analytikers *nicht* in Analyse befindet, *obwohl er analysiert*? Was bedeutet das für die Anerkennung *des* Analytikers, der die

Analyse durchführt, die Anerkennung durch die anderen, die *das* als nicht tragbar ansehen?

Wie verhalten sich darüber hinaus *erste* und *zweite Analyse* zueinander, wenn jemand in die erste eintritt, um das Begehren *eines* Analytikers zu analysieren? Es soll vorkommen, daß sich jemand zur Analyse entschließt, weil aus einem Anspruch eine Übertragung und aus einer Übertragung ein Anspruch erwachsen ist. »Geben Sie Analysen...?« könnte die Frage sein, die einen an der Psychoanalyse Interessierten zu dem Schritt in die eigene Analyse motiviert; die Frage, nicht *ob* er sie geben will, aber wie er geben soll, was er nicht hat, die Übertragung in der Analyse mit seinem Analysanten, der von ihm beansprucht, das zu sein, was er nicht ist, Analytiker. Müßig hier zu erwähnen, daß die Selbstautorisierung so »selbst« wohl nicht sein kann, denn wer hängt schon sein Schild vor die Tür (auch *sonst* als das was draufsteht anwesend spätestens dann, wenn es ihm geklaut wird), ohne daß er der Analytiker von Jemandem ist... Oder sollte ich da etwas übersehen?

Unabsehbare Konsequenzen aber hat die in Frage stehende Konzeption für die provozierte Inszenierung von Analyse, ein Punkt, auf den für die Konzeption von Lehranalyse bzw. Analyse in anderen Institutionen zurecht ein Akzent gesetzt wird. *Welche Effekte hat das Wissen um die Notwendigkeit einer zweiten Analyse für die erste?* Und zwar unter dem Gesichtspunkt einer Inszenierung, wenn klar ist, daß das Begehren des Analytikers ohnehin einer weiteren Analyse bedarf? Welche Auswirkungen hat das auf den Widerstand, ja, *ist die zweite Analyse nicht - zumindest potentiell - ein Widerstand gegen die erste?*

XVI

Der Gründungsakt einer Institution ist immer ein *Augenblick*, wenn die Ausarbeitung der Satzung *auf ihn folgt*. Das Urteil, auf das er sich gründet, ist ein nicht-personales. Mit anderen Worten: *man* weiß, daß *man* dazugehört, weil *man* einen Haufen macht, den zu

subjektivieren es einer Satzung erst noch bedarf.

Die Konstituierung eines Feldes von Analytikern per wechselseitiger Akklamation oder Handaufheben auf die Frage, wer gründen will, ist die Figur einer logischen Ausschließung. Angesichts lauter Schwarzer weiß man, daß man ein Weißer ist ... Die Ausschließung ist hier nicht weniger als sonst äquivok, denn wer wird von wem gefragt? Die Frage, wie das Jenseits von Identifizierung zu fassen ist, nicht im Hinblick auf das, sondern angesichts des *a* wäre mit der theoretischen Erörterung des Gründungsaugenblicks und seines evidenten Charakters aufs Engste zu verbinden.

Nichtsdestotrotz hat der Gründungsakt den Effekt, daß sich über die Satzung, die These hinaus, eine *Hypothese* herauskristallisiert, denn nur über die Handlung der Gründung wird das Jenseits eines nicht-personalen Urteils anvisiert, nämlich das subjektive. Aus dem Haufen wird, sofern er in der Satzung zur Sprache gebracht wird, eine symbolische Ordnung.

Es ist klar, was das für die Konstituierung des Subjekts bedeutet. Auch wenn diejenigen schon nachhasten, die die Frage: »Wer will gründen?« gestisch beantworten, spielt *dieser* Vêrzug logisch kaum eine Rolle, denn es bedarf dazu keiner Zeit zum Begreifen. Es gibt im Augenblick der Gründung eine instantane Regung, in der die Zeit sich im Aufblitzen der Evidenz auf Null reduziert.

Ist der Nullpunkt der Assoziation verlassen, so hat man schon Ein gemacht. Jeweils einen Analytiker. Die Zeit zum Begreifen, was das ist, *ein* Analytiker, kann beginnen. Und man braucht sie wahrscheinlich nicht in Frage zu stellen, die Hypothese, daß *man* *einer* ist, Signifikant der Ordnung, die sich knüpft, solange in der Zeit der gemeinsamen Meditation alle zögern, das Feld zu räumen.

Das bisher bestehende Arbeitsfeld, so behaupte ich, konstituiert eine Struktur der Reziprozität, in der der eine sich nur anerkennt im anderen und das ihm eigene Attribut, sein Analytikersein, nur in der Äquivalenz der den Mitgliedern des Feldes eigenen Zeit entdeckt. Für jeden anderen, für jeden, der einmal eine Metamorphose von einem Schwarzen zu einem Weißen durchmachen soll, enthüllt

sich dieses als ein unmöglicher Anspruch. Denn die Weißen («Wir sind alle schon Weiße...») haben sich bereits als Weiße anerkannt (was nicht heißen muß, sie hätten sich als solche erklärt...). Ihnen gegenüber kann er immer nur nachhasten. Denn deshalb, und was verschärfend hinzu kommt, weil er sich ihnen gegenüber als Beurteilende erklären muß, und nicht einem Anderen gegenüber (hier wäre die logische Funktion der *passee* der *Ecole freudienne* zu befragen) kann er nur nicht wissen, was er ist: ein Analytiker.

Deswegen kann er sich nur *pas sage*, nicht klug, erklären; und redete vielleicht authentischer über seinen letzten Traum aus der Nacht vor der Erklärung als über seinen theoretischen Anspruch. Insofern wäre der Eintritt in die zweite Analyse eine Lösung ...

Räumt man der zweiten Analyse einen anderen Stellenwert ein als der Erklärung in der bisherigen Konzeption und auch einen weiterführenderen als den, den ich als den subjektiven eines Analytikers benannt habe, nach einer gewissen Zeit des Versuchs zu begreifen erneut sein Begehren zu Begreifen zu analysieren, dann hat diese Analyse für die Arbeit des Feldes und der sich aufgrund ihrer stellenden Frage der Assoziationsfähigkeit (die Frage, was ein Analytiker von dem, was ein anderer zur Sprache bringt, im Rahmen der Reziprozität aushalten kann) nur aufschiebende Wirkung. Nur aufschiebende Wirkung für das, was in der Arbeit als Konfrontation mit der subjektiven Assertion über das Begehren eines Analytikers zur Sprache gebracht wird. Die »Lösung« der zweiten Analyse als *Inaugurationsanalyse* weicht der Notwendigkeit der Erklärung aus.

XVII

Die Konsequenzen solcher Variationen des vorgegebenen Themas mündeten in einen »Gegenvorschlag«, den ich alternativ zu dem geschilderten zu begreifen wünschte: waren doch mit der Urnenwahl plötzlich die schwarzen und weißen Scheiben des lacanschen Sophismas wieder verteilt. Mit gewissen Unterschieden freilich ...

Ich griff das Motiv der schwarzen und weißen Steine für die

Erklärung im Arbeitsfeld und für deren Annahme auf, und hoffte, es möge Berücksichtigung finden, daß es sich bei dem Spiel mit schwarzen und weißen Steinen um ein *Impromptu* über das Thema eines *Sophismas* handelte, das, ich gesteh's, zunächst auf die Effekte solchen *Probhandelns* diesseits seiner *Verwirklichung* spekulierte:

»Das Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers« muß sich, nach nunmehr einigen, aber nicht ausreichenden Stockungen, für eine gewisse Zeit der Zeit zum Begreifen offenhalten. Dies so lange, bis von denen, die seine Arbeit für notwendig halten, das heißt von allen Analytikern in der Assoziation, das Vorfeld für seine Arbeit geschlossen werden kann, das heißt die Erörterungen beendet werden können, die zur Zeit stattfinden.

Dann konstituiert sich das Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers« neu. Und zwar auf dem Hintergrund einer Erklärung aller Analytiker.

Dieses Verfahren wiederholt sich nach der Konstituierung des Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers« so oft, bis in ihm ein wesentlicher Teil seiner Aufgabenstellung, wie sie durch den Vorschlag der letzten Mitgliederversammlung benannt und angedeutet wurde, erarbeitet ist: die Frage der zweiten oder der Lehranalyse. Ergebnisse wären erst dann in Form erneuter Satzungsänderungen umzusetzen.

Ich fasse diesen Entwurf in die Form eines Vorschlags für eine Satzungsänderung, deren Inkrafttreten durch folgendes Vorgehen vorbereitet wird:

Diejenigen Mitglieder der Assoziation, die zum Zeitpunkt der Satzungsänderung als Analytiker praktizieren, konstituieren das Vorfeld »Begehren des Analytikers« dadurch, daß sie sich als Analytiker erklären, d.h. erklären, wie aus einem Anspruch eine Übertragung in Gang gesetzt wurde. Nachdem sich alle Analytiker erklärt haben, bekunden sie ihre Assoziierungsabsicht durch geheime Abgabe von weißen und schwarzen Steinen, wobei die weißen Steine »Ja« bedeuten. Finden sich in der Urne nur weiße Steine, gilt das Arbeitsfeld als konstituiert. Finden sich in der Urne nur schwarze Steine, stellen die Analytiker den Antrag auf Auflösung der Assoziation. Finden sich in der Urne mehr weiße als

schwarze Steine oder mindestens drei weiße Steine, so konstituieren diejenigen Analytiker das Arbeitsfeld, die ihre Assoziationsabsicht bekundet haben. Die anderen haben sich aus dem Vorfeld ausgeschlossen, können aber Analytiker in der Assoziation bleiben und sich nach Ablauf eines Jahres einmalig neu erklären. Finden sich in der Urne weniger als drei weiße Steine, so eröffnen die Schwarzen unter Ausschluß der Weißen eine neue Runde der Erklärung. Die Weißen werden aus dem Vorfeld ausgeschlossen, können aber Analytiker in der Assoziation bleiben und sich nach Ablauf eines Jahres einmalig erneut erklären, wenn sich aus der neuen Erklärungsrunde der Schwarzen, nach den angegebenen Modalitäten, ein Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers« konstituiert hat. Kommt es bei dieser zweiten Erklärungsrunde zu keiner ausreichenden Assoziationsbekundung, stellen die Mitglieder des Vorfeldes den Antrag auf Auflösung der Assoziation.

In den Erklärungen des Vorfeldes sollen die Aspekte zum Tragen kommen, die für das zu konstituierende Arbeitsfeld selbst die Aufgabenstellung umreißen, wie sie die Satzung für dieses Feld benennt.

Soweit mein Vorschlag, dem ich, als Gegengewicht zu dem damals vorliegenden Satzungsänderungsentwurf, einen eigenen beifügte, der in der Tat, basierend auf der zuvor wiedergegebenen Verfahrensweise, eine permanent sich in Gründung bzw. Auflösung befindende Assoziationsweise implizierte. Der Vorschlag zum weiteren *Verfahren* jedoch gründete sich auf die besondere Situation, die durch den damaligen Stand der Dinge charakterisiert war, auf die plötzlich im Raum stehende Forderung nach einem »Erklärungs-*muß*« für Analytiker und dergleichen mehr. Er gründete sich auf die unbefragte Einführung des »Steinchenspiels«, wozu zunächst einmal zu bemerken war: »Also wenn schon, denn schon ...« Er gründete sich weiterhin auf die Überlegung, die eingetretenen Schwierigkeiten integral zu lösen. Andere Alternativen, die sich anboten: Auflösung der Assoziation und Neugründung auf der Grundlage einer zuvor erarbeiteten Satzung oder Weiterarbeit ohne ein Arbeitsfeld »Begehren des Analytikers«, hatte ich nicht berücksichtigt, weil ich der Auffassung war, daß die Alternativen an den grundsätzlichen Frage-

stellungen, die ich zur Frage der Gründung angerissen hatte, nichts änderten, bzw. nur einen Aufschub des erneuten Auftauchens der Schwierigkeiten bedeuten. Meine Ausführungen zielten darauf ab, die offenbare oder (wie es nun den Anschein hat) scheinbare Notwendigkeit der Änderung der Satzung durch die Erarbeitung hinreichender Bedingungen zu ermöglichen. Der *sophistische* Wert meiner Konstruktion beruhte dabei wohl in der Tat auf der Zuspitzung der Fragestellungen, die sich in einer Zeit zum Begreifen ergeben, wenn diese um das Begehren des Analytikers kreist.

XVIII

Was als Dissonanz gehört wurde, hat als Ohr hinter sich, was sich an einem bestimmten tonalen System geschult hat. In einem funktionsharmonischen Zusammenhang erfordert die Auflösung in einer schließenden Kadenz die Beachtung bestimmter Stimmführungsregeln. Warum? Weil es sonst geschehen kann, daß eine Wendung, wenn nicht sofort als »verbotene«, so doch als »störende« gehört wird. So gehöre es nicht gerade zum guten »klassischen« musikalischen Stil, wenn der Schlußakkord den Leitton des vorhergehenden Akkordes verdoppele. Obwohl das, als große Septime beispielsweise, in einem anderen funktionsharmonischen Zusammenhang durchaus üblich sein kann. Die strukturelle Modulation von wie auch immer gearteten klischeehaften Akkordbezügen zu modal sich arrangierenden und verwirklichenden Skalen, die einen funktionsharmonischen Zusammenhang nicht *verwirft*, wird die Irritation der Hörer mutmaßlich nicht gerade mildern. So kann es dazu kommen, daß eine Improvisation oder ein Arrangement eine Klangebene wählt, deren Bezug zur aufgegriffenen Tonalität aus dieser eine Karikatur macht, eine Zuspitzung der in der »transponierten« Kadenz herrschenden Funktion der Tonika. Daß der Eindruck entsteht, man spiele den Verhältnissen eine *one-note-samba* vor (oder reite dauernd auf dem selben Grundton herum), ist dann aus der Position funktionsharmonischer Setzungen verständlich, vor allem, wenn das

Arrangement den Rhythmus der aufgegriffenen Sequenz hält. Fraglich ist in der Tat, ob die Überführung einer Struktur aus dem möglichen orchestralen Unisono einer funktionsharmonischen Kadenz in das Durch-ein-ander verschiedener modaler Klangebene topologisch eine homöomorphe Transformation darstellt. Obwohl und weil von Beteiligten zu hören ist, sie spielten auf demselben »Instrument«, verwendeten die nämlichen *standards* und hielten sich an die dort angegebenen Vorzeichen: der Psychoanalyse.

XIX

Was ich der Mitgliederversammlung der Assoziation im Frühjahr dieses Jahres vortrug (durchaus damit spielend, das auf die Spitze zu treiben, was zuvor bei den gemeinsamen Versuchen das scheinbar (!) verstimmte Instrument spielbar zu machen, anklang), kam sowenig zur Beschlußfassung wie der Vorschlag, über den ich improvisierte. Damit die Thematik dieser Nummern in der Tat nicht vergessen werde, wie versichert wurde, als der Schlußakkord - ich komme gleich darauf zurück - wieder in den Auftakt mündete (nichts weniger als plagal), habe ich mich entschlossen, sie zumindest als *standards* dem Archiv zu übergeben, weniger dem eines *Fake* oder *Real Book* als dem eines kursierenden Briefes, und damit wohl der einen oder anderen *Reharmonisierung* ...

Was wurde aber *gehört*? Daß mein Arrangement mit dem Unmöglichen spiele? Mit der Unmöglichkeit einer Assoziation, die sich in einer Satzung darauf verpflichte, die Gründung als Dauerzustand einzurichten, beziehungsweise die Auflösung chronisch zu machen? Daß der Versuch, eine solche Unmöglichkeit »praktikabel« zu machen, die Notwendigkeit einer »Ausführungsverordnung« mit sich bringe? Daß ein *sophisma*, weil es zum *standard* geworden ist, nicht zu sehr strapaziert werden dürfe? Oder die Durchführung eines *vorgegebenen* Themas...?

Es schien an der Zeit, das Angespilte zu schließen. Nachdem die Diskussion in der Folgezeit in einen Beitrag zur Verantwortungs-

ethik der Psychoanalyse mündete,⁵ rief ein Vorschlag zur weiteren Verfahrensfrage allgemeine Erleichterung hervor. Es handelt sich - meines Erachtens - um einen Vorschlag, der - bliebe die Tatsache, daß er letztlich beschlossen wurde,⁶ unkommentiert - den Eindruck erwecken könnte, es habe in der Zwischenzeit keine Stimmen - und keine Stimmlosigkeiten - gegeben. Aber vielleicht wurde in den letzten Monaten tatsächlich nichts anderes getan als - gestimmt?

Die Annahme des Vorschlags jedenfalls nimmt eine *Formation* als *gesetzte*, von der nun vermutet wird, sie könne endlich aufspielen (»in Funktion treten«), weil einer sein Instrument für ein veritables Jahr ruhigstellt. Hier Zweifel anzumelden, wird erlaubt sein.⁷ Der Vorschlag, die Diskussion der aufgeworfenen Fragen während der *Mitgliederversammlungen* fortzusetzen, weist indes schon über den Beschluß hinaus, der spätere, die Diskussion in Form von Kolloquien in öffentlicher Form zu führen, schlägt zunächst die dem ursprünglichen Anspruch auf *Feldexklusivität* gegenüber entgegengesetzte Richtung ein: Es lebe die *jam session* ?!

Wie auch immer: Ich halte die Wette, daß eine *Assoziation* von Psychoanalytikern eher einer *Jazz-Formation* ähnelt als einem *Sym-pho-nie-or-chester*. Das wirft die Frage auf, was sich in einer psychoanalytischen Assoziation abspielt. Ich kenne eine Reihe von Musikern, die sagen, sie seien irgendwann nicht mehr in der Lage gewesen, sich das »Zeug« *anzuhören*, das *Jazz* genannt wird, Abhub der Musik. Deshalb *spielten* sie ihn. Oder etwas anderes.

XX

Es kommt, wie es wohl kommen muß, wenn ob der Folge versuchter, vermiedener oder verpaßter Einsätze das Einstimmen oder Zusammenspiel nicht gelingt. Betretenheit stellt sich wohl ein und Hilflosigkeit, einer dudelt weiter, weil er nicht aufhören mag, ein anderer verabschiedet sich, um nicht wiederzukommen, und vielleicht geht man dann erstmal ein Bier trinken. Das Gesprächsthema, unausweichlich: *Stilfragen*. Womit man endlich wieder beim Thema

wäre, ein guter Neubeginn. Und wenn auch nicht zu vermeiden ist (sollte es?), daß gerade bei diesem Thema nicht über etwas gesprochen werden kann, ohne es gleichzeitig auch zu tun, so spürt man doch, daß die Karten auf den Tisch zu legen noch etwas anderes ist, als das Spiel zu machen. Was ist auch gegen die Notwendigkeit einzuwenden, daß die Parts und die Partie wieder aufgenommen werden, auf die coole Weise bei dem einen, die weise Coolness bei dem anderen, sei's mit brillierendem Understatement, lang- oder kurzatmig, mit Flatterzunge oder einem kleinen Wirbel? Geht es doch bei der Stilfrage um's Genießen. Gerade deshalb macht es nicht Genossen. Aber vielleicht Formation. Bis zum nächsten Gehn nicht-mehr.

Anmerkungen

1 Dabei gibt es mittlerweile leicht zugängliche Ratgeber, die erstaunlicher Weise in den einschlägigen Therapiegruppenreiseführern fehlen, diese selbst aber entscheidend bereichern: vgl. Oreste Saint-Drôme, »So finde ich den richtigen Psychoanalytiker«, München 1989

2 Sigmund Freud, »Die Frage der Laienanalyse: Unterredungen mit einem Unparteiischen«, in: ders., Studienausgabe Ergänzungsband, S. 271 - 349, hier: S. 327f

3 Ich meine zum Beispiel die vor etlichen Jahren in den ersten Heften des Wunderblocks veröffentlichten Beiträge zur Frage der Lehranalyse.

4 vgl. Jacques Lacan, »Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewißheit. Ein neues Sophisma«, in: ders., Schriften III, Olten und Freiburg 1980, S. 101 -121

5 »Die Aufgabe des AF [Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers«] sei es, an einem Weg zu arbeiten, den die Assoziation [!] für das Praktizieren der Psychoanalyse vorschlägt. Selbstautorisierung

eines Assoziationsmitgliedes bedeut dessen Entscheidung, Verantwortung zu übernehmen auf dem Weg, den die Assoziation [!!] vorgeschlagen hat. Die Aufnahme in das AF »Begehren des Analytikers« sei also nicht Wissensgarantie, sondern es wird mit diesem Akt dem Analytiker eine Verantwortung aufgeladen, die er auf sich zu nehmen hat. Er ist (vgl. Satzung) zur regelmäßigen Mitarbeit verpflichtet. Somit solle an die Stelle einer Identifikation mit dem eigenen Analytiker, mit Freud, Lacan oder einer anderen Figur aus der jeweiligen Genealogie die Verflüchtung auf die Freudsche Sache, auf den analytischen Diskurs, treten [sic]« Protokoll der Sitzung vom 4.5.1991, S. 2; Anmerkungen in [] von mir; es konnte bisher nicht erläutert werden, wie ein Analytiker im Sinne dieses Vorschlages anders zu verantworten hat, was er treibt, oder wofür er zusätzlich die Verantwortung zu übernehmen hat, wenn er Mitglied des Arbeitsfeldes wird.

6 Bei einer Gegenstimme (meiner) und einer Enthaltung wurde der folgende Vorschlag angenommen (Mitgliederversammlung vom 8. Juni 91): »Die Assoziation soll, so wie sie gebaut ist - mit ihren logischen Widersprüchlichkeiten oder Unwegen - eine Chance haben, zu arbeiten. Daher, damit das Feld »Begehren des Analytikers« in Funktion treten kann, soll folgendes beschlossen werden: Der Berichterstatter dieses Feldes wird auf der Mitgliederversammlung durch Los aus der Reihe der Personen, die dieses Feld konstituieren, gewählt und nimmt für die Dauer dieses Jahres ausschließlich als Berichterstatter an der Arbeit des Feldes teil.«

7 Das in XVI zur Funktion des bisherigen Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers« ausgeführte habe ich vor dem Beschlußvorschlag gesagt.

Hinweis: Einem am 7. September dieses Jahres vor der Assoziation gehaltenen Referat über Moustapha Safouans Buch *Jacques Lacan et la question de la formation des analystes* wurden einige Bemerkungen vorangestellt. Ich bin von Mitgliedern der Redaktion gebeten worden, das schriftliche Gerüst dieser Intervention dem Brief zur Verfügung zu stellen. Den eingangs erwähnten »Bernfeldtext« von 1952 hatte dankenswerterweise Eckard Bär den Mitgliedern der Assoziation zugesandt (S. Bernfeld: *Über die psychoanalytische Ausbildung*).- H.L.

Hinrich Lühmann

Eine Intervention

Gestern habe ich den Bernfeldtext erhalten und sofort gelesen. Ich habe nichts aus ihm *gelernt*. Das *Lernen* aus Texten als Suche nach einem behaltenswerten Ertrag ist mir seit einiger Zeit abhanden gekommen. Doch ich habe es genossen, ja, genossen, einen Text zu lesen, der gradeaus geschrieben ist, der ohne Künsteleien und arrangierten Tiefsinn das, was er von sich weiß, zu sagen vermag und weiteres nicht verklebt.

Der Stil also. Manchem mag das wenig erscheinen; mir ist er alles. Hoffentlich deshalb, weil ich in einem Text wie diesem mich einer Wahrheit näher fühle als in einem noch so klug gedachten und gemachten, wo »Sinn« sich dem Schürfenden feilbietet und zugleich neckisch verbirgt.

»Wahrheit« - schon das schmeckt mir nicht, von Wahrheit mag ich nicht reden. Sagen wir lieber »Authentizität« oder »Wahrhaftigkeit«. Deren einziges Kriterium ist mein »Gespür«, sonst gar nichts; etwas also aus dem Imaginären, vielleicht. Ich werde dann darauf zurück kommen, wenn es um meine Antwort auf die Frage des »Mit wem kann ich?« geht.

Fragen wie jene, ob mit schwarzen oder weißen Steinchen über die Aufnahme eines Kollegen abgestimmt werden soll oder ob

der Berichterstatter in den Arbeitsfeldern wirklich zu schweigen hat und gar: wieviele Seminare und Analysen ein künftiger Analytiker absolviert haben muß ... - das sind Fragen, auf die ich mich, wenn überhaupt, nur mit allergrößter Mühe habe einlassen können - sowohl bei der Gründung als auch in den Arbeitsfeldern wie auch hier im Alltag der Assoziation.

Dafür gibt es viele Gründe; einer wird sein, daß diese Fragen für mich zweite Fragen sind, nachgeordnet, aber dazu angetan und dazu bestimmt, sich nicht mit ersten Fragen zu befassen. Ersatz.

Ich bekenne, daß mir das Niveau dieser Debatten zu hoch ist. Ich kann nicht folgen. Mich plagt das Empfinden, sehr weit weg und in einem Jargon zu sein, nahe der Lüge. Deshalb will ich mir noch einmal die ersten, die Ausgangsfragen vorlegen. Ich mache, was ich immer wieder tue, wenn ich mich verheddert und den Weg verloren habe: ich gehe zurück und fange wieder von vorne an.

Ob das nur meine ersten Fragen sind, weiß ich nicht; vieles davon ist in den letzten Monaten immer wieder direkt oder indirekt gefragt, erörtert, behauptet worden. Da ich nun einmal das Wort habe, will ich sie aufzählen und bitte Schlichtheit und Wiederholung zu entschuldigen.

1. Warum überhaupt sollen sich Analytiker miteinander gesellen, Gesellschaft bilden? In einer Institution arbeiten? Was spricht dagegen, womit würde Einzelgängertum bezahlt?

Genügte nicht ein, sagen wir, psychoanalytischer Club oder dergleichen? Auch ein Club ist ein Ort, auf den man sich beziehen kann. Falls es mal wieder eine Neugründung gibt, dies wäre mein Wunschname: »Club«.

2. Welchen Grund gibt es, in einer Assoziation die Arbeits-Gemeinschaft mit Nichtanalytikern (darunter auch den eigenen Analysanten) zu suchen?

Vielleicht lautet ganz schlicht die Antwort in beiden Fällen: man kann es tun, man kann es auch bleiben lassen. Vielleicht hat das mit dem eigenen Psychoanalysieren nichts zu tun. Wenn aber doch, dann bitte was?

3. Offenbar - unsre Safouanlektüre und der Bernfeldvortrag schärfen dies - sind Institution und Tradition der psychoanalytischen Erfahrung untrennbar verbunden. Dies zumindest von dem Moment an, da der Gründer der Psychoanalyse nicht mehr selbst tradieren konnte und kein anerkannter Meister an seine Stelle zu treten vermochte oder - von den Geschwistern gehindert - treten durfte.

An die Stelle seines Sich-Äußerns tritt das Corpus seiner Aussagen. Das muß gehütet, mithin administriert werden. Dafür braucht es die Institution. Bis irgendwann, irgendwo die Begriffe wieder zu leben beginnen.

4. Daraus die Frage, was heißt tradieren? Unterweisen, belehren, weitergeben. Denkbar auch: ein Weiterreichendes Zündeln (vulgo Verführung) mit, sagen wir, »Grunderfahrungen«, wo dann ein jeder die Psychoanalyse neu erfinden mag. Ohne Curriculum, Prüfung etc.

Von hier komme ich zu einer mich überraschenden Rechtfertigung unserer Assoziation, weil sie diese Verführung zumindest - soweit ich im Augenblick sehe - nicht ausschließt.

5. Wie wird man Psychoanalytiker? (Das ist scharf abzuheben von der folgenden Frage.) Vielleicht durch eine Analyse. Bis vor kurzem war ich geneigt zu sagen: das ist eine notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung. Der Gegen-Satz: wer keine Analyse gemacht hat, der kann nicht analysieren, tönt gut, leuchtet auch ein; doch eine Begründung, die mehr wäre als ein Axiom, habe ich noch nicht gelesen.

6. Wie wird man als Psychoanalytiker *anerkannt*? Diese Frage enthält die Weiche zu den leidigen, aber nun einmal vorhandenen Ständefragen, zur Frage der sogenannten Professionalität und verschmilzt auf verführerische Weise mit der Frage der Tradierung des plötzlich als Corpus verstandenen Wissens.

Von hier die Gefahr, sich als Scharfrichter, als Examinator zu verstehen, der andere beurteilt, mit Hilfe des als Meßlatte verstandenen Corpus usw. Die Gefahr, daß derlei Analyse verhindert, ist groß, kann man sich ausmalen, ist aber auch nicht gewiß - so wenig, wie

gewiß ist, wer - nach welchem Kriterium auch immer - als Diplomanalytiker anzuerkennen ist. Wir wissen es schlicht nicht, ignorabimus. Und ich will es auch gar nicht wissen - nicht so.

Die Mitglieder des Arbeitsfeldes »Begehren des Analytikers« können wohl bezeugen, daß meine Haltung zu dieser Frage sich nicht von jener Bernfelds unterscheidet: »Anerkennung«, das heißt für mich als Mitglied, jetzt sage ich sehr bewußt, eines Clubs von Analytikern, wo einer rein will: *nach einer Zeit der Beobachtung »höre« ich eine »Authentizität« des Sprechens, die mir erlaubt zu sagen: ich vertraue ihm zur Zeit, hereinspaziert! Und bei dem anderen: die Person lügt, wenn sie das Maul aufmacht: soll sie sich andere Spießgesellen suchen, die diesen Stil mögen, aber nicht mit mir.* Und vor dieses Votum stelle ich meine Mitgenossen, und dann haben sie zu wählen. Ein Veto also.

Die Garantie - interessant ja nur für jene, die einen Analytiker suchen - besteht dann allenfalls darin, daß für eine gewisse Zeit eine Reihe von Leuten beisammen ist, die auf eine unbegriffene Weise »verwandt« sind (lange hält das nicht) in der Authentizität ihres Stils, und da mag die Person, die eine Analyse wünscht, dann wählen.

Sorry. weiter bin ich nicht. Da fange ich an, da fange ich wieder einmal an.

Und mit diesen Fragen habe ich Safouan gelesen. Antworten hab ich kaum daraus ziehen können. Aber: wenn Sie wollen, erzähle ich, was ich gelesen habe. Vielleicht provoziert das Kommentare, die uns was lernen machen.

Heidrun Ostertag

Blick und Angst. Versuch einer Annäherung

»Ohne Zweifel ist das Sichrichten zweier Augen auf mich dasjenige, was *am häufigsten* einen Blick offenbart. Aber es würde ebenso gelegentlich eines Raschels von Zweigen, eines von Stille gefolgten Geräusches von Schritten, eines halb offenstehenden Fensterladens, der leichten Bewegung einer Gardine gegeben sein.«

Jean-Paul Sartre, Das Sein und das Nichts

Hat jenes Geräusch in der Passage »Über den Blick« bei Sartre etwas zu tun mit dem Geräusch, das Lacan im Zusammenhang mit dem Traum aus dem 7. Kapitel der »Traumdeutung« beschreibt (Jacques Lacan, Seminar XI, 74)? Mit der Wahrnehmung? Seine Frage: »Besteht die Realität, die über das Erwachen bestimmt, tatsächlich in jenem leichten Geräusch, gegen welches das Reich des Traums wie des Wunsches sich behaupten soll?« Geht es vielleicht um etwas anderes? Um etwas, so Lacan, das auf dem Angstgrunde jenes Traumes ausgedrückt wird - um etwas, das er als das »Allerintimste« in der Beziehung vom Vater zum Sohn bezeichnet? Dieses Allerintimste, das sich hier nicht so sehr im Tod zeigt, verweist es

nicht darauf, was dieser Tod darüber hinaus bedeutet, als Schicksal (vgl. Lacan, S XI, 74)?

Die Angst, sagt Lacan, ist jedenfalls das, was nicht täuscht - sie kann jedoch fehlen (vgl. S XI, 47). »Es gibt reichlich Neurosen, bei denen sich nichts von Angst zeigt« (Sigmund Freud, GW XIV, 140). Freud verweist auf die echte Konversionshysterie, bei der die schwersten Symptome keine Angst aufweisen.

Die Angst ist der entscheidende Bezugspunkt für die Analyse. »In der Praxis ist es notwendig, die Angst zu kanalisieren, sie zu dosieren, wenn ich so sagen darf, um nicht von ihr überflutet zu werden« (S XI, 47). Erzählt das Subjekt seine Geschichte in der Praxis, wird immer mehr eingeengt, was diese regiert. Auf was hin aber wird eingeengt? Auf das, so Lacan, was Freud in seinen ersten Beschreibungen des psychischen Widerstandes als jenen Kern bezeichnet, der sich auf etwas Traumatisches bezieht (vgl. S XI, 74). Daß sich der Kern auf etwas Traumatisches bezieht, ist jedoch nur eine Annäherung: Wir haben zu unterscheiden zwischen dem »Widerstand des Subjekts« und dem »ersten Widerstand des Diskurses« (vgl. ebda). Diese Unterscheidung ist zunächst notwendig, da der Ausdruck »Widerstand des Subjekts« die Annahme eines »Ich« impliziert, und es doch aber so ist, daß, wenn wir uns dem Kern annähern, wir nicht sicher sein können, »daß es um etwas geht, wo die Bezeichnung »Ich« noch begründet wäre« (ebda). Tatsächlich bringt die Ununterscheidbarkeit der imaginären Bilder von der Realität das Subjekt an den Rand des Bewußtseins, das es von sich hat. Unscharfe Farbfelder. Die ängstliche Frage, die es sich beim Aufwachen stellt, wo es denn da eben noch war und wie es sich versichern muß, daß es eingeschlafen war und jetzt wach ist, resultiert aus Spuren, die es mit herübergenommen hat, denen oftmals etwas Unheimliches anhaftet. Was für ein Phänomen zeigt sich da? was hat geweckt? und was hat so lange gebraucht zu realisieren, daß ich aufgewacht bin? Wer kennt nicht diese Situation, noch einmal eingeschlafen zu sein, diese Trägheit, die den Wunsch aufkommen läßt, gleich nach dem ersten Schreck, der das Aufwachen an manchen Tagen begleitet, wieder einschlafen zu wollen.

Ein Schmetterling

Die Wirksamkeit des Unbewußten hört beim Aufwachen nicht auf, betont Lacan (Schriften II, 40), und Freud spricht von der Unzerstörbarkeit unbewußter Vorgänge (vgl. GW II/III, 550). Eine Vorstellung, so Freud, oder jedes andere psychische Element kann jetzt im Bewußtsein gegenwärtig und im nächsten Augenblick daraus verschwunden sein. Nach einer Zwischenzeit kann sie ganz unverändert wieder auftauchen: nicht als Folge einer neuen Sinneswahrnehmung, sondern aus der Erinnerung (vgl. GW VIII, 430). Wir werden daher, fährt Freud fort, zur Annahme gezwungen, daß die Vorstellung auch in der Zwischenzeit im Geiste vorhanden war, im Bewußtsein latent geblieben ist. Doch in welcher Gestalt sie existiert habe, darüber könnten keine Vermutungen angestellt werden (vgl. ebda.).

»In einem Traum ist das Subjekt ein Schmetterling«, sagt Lacan (S XI, 82). Was soll das bedeuten? Im Traum hat das Subjekt Zugang zu den Bildern, die im Traum als dem Wachzustand entgegengesetzte vorgestellt werden (vgl. ebda., 81). Im Traum geht es darum, daß *es zeigt*. Aber, so Lacan, »dabei bezeigt sich auch noch etwas wie ein Gleiten des Subjekts« (ebda., 82). Nachdem Tschuang-Tse aufgewacht ist, kann er sich fragen, ob nicht der Schmetterling träume, Tschuang-Tse zu sein. Solange er Schmetterling ist, kommt es Tschuang-Tse nicht in den Sinn, »sich zu fragen, ob er, als aufgewachter Tschuang-Tse, nicht der Schmetterling sei, der zu sein er eben träumt« (ebda.). Im Traum nehmen wir die Position dessen ein, der nicht sieht. Das Subjekt »sieht nicht, wohin es führt«, es folgt nur, aber es kann sich im Traum nicht als eines begreifen, das sich als ich denken könnte. Es ist vollkommen eingehüllt in etwas, das es so sehr in Beschlag nimmt, durch ein Hervortreten, durch eine Intensität, daß es als Befriedigung wahrgenommen wird. Das Subjekt im Traum ist vielleicht vergleichbar mit der Situation des Kindes, das nicht weiß, daß alle seine Wünsche erfüllt werden und sind!, daß das »geschenkt« ist, weil es den Mangel, das Fehlen von etwas noch nicht kennt. Lacan

spricht vom »Fehlen eines Horizonts«, von »Verschluß des im Wachzustand Gesehenen«, von der »Art des Auftretens, des Kontrasts, des Flecks« der Bilder im Traum und von der »Intensivierung der Bildfarben« (ebda.).

Der kürzeste Weg, ein Befriedigungserlebnis wieder herzustellen, zeigt sich am ehesten in der primitiven Halluzination, wo das Subjekt bestrebt ist, Wahrnehmungsidentität zu erreichen. Was sich da im Traum zeigt, ist, wie Lacan sagt: »ein geschenktes *Zu-sehen-geben*, in dem sich für uns die essentielle Primitivität des Blicks abzeichnet« (ebda.). Das Subjekt ist außerstande zu sagen: Ich bin Bewußtsein dieses Traums (ebda.). Das Bewußte, so Lacan, erscheint in der Analyse als »unheilbar beschränkt« (ebda., 89). Es wird dadurch nicht nur als »Prinzip der Idealisierung«, sondern auch als »Prinzip der Verknennung« instituiert - als Skotom.

In »Die psychogene Sehstörung in der psychoanalytischen Auffassung« stellt Freud die Frage nach dem Zustandekommen der hysterischen Blindheit: Wann wird eine Vorstellung so stark, daß sie sich wie eine Suggestion benehmen und sich in Wirklichkeit umsetzen kann? »Die Erregungen des blinden Auges können doch gewisse psychische Folgen haben, z.B. Affekte hervorrufen, obgleich sie nicht bewußt werden. Die hysterisch Blinden sind also nur fürs Bewußtsein blind, im Unbewußten sind sie sehend« (GW VIII, 95). Freud zieht den Schluß, daß die Hysterischen nicht wegen der autosuggestiven Vorstellung: nicht zu sehen, blind sind, sondern infolge »der Dissoziation zwischen unbewußten und bewußten Prozessen im Sehakt« (ebda.).

Ein aufgespannter Regenschirm

»Der Arzt betritt das Krankenzimmer im Spital, stellt seinen Regenschirm in eine Zimmerecke, versetzt einen der Patienten in Hypnose und sagt zu ihm: Ich gehe jetzt fort, wenn ich wiederkomme, werden Sie mir mit aufgespanntem Schirm entgegengehen und ihn über meinen Kopf halten. Arzt und Begleiter verlassen darauf den Raum. Sobald sie wiedergekommen sind, vollzieht der jetzt wache

Kranke genau das, das ihm in der Hypnose aufgetragen wurde. Der Arzt stellt ihn zur Rede: Ja was machen Sie denn da? Was hat das für einen Sinn? Der Patient ist offenbar verlegen, er stammelt etwas wie: Ich dachte nur, Herr Doktor, da es draußen regnet, würden Sie den Schirm schon im Zimmer aufspannen. Eine offenbar unzulängliche Auskunft, im Augenblick erfunden, um sein unsinniges Benehmen irgendwie zu motivieren. Aber uns Zuschauern ist es klar, daß er sein wirkliches Motiv nicht kennt« (GW XVII, 145f).

Die Idee der in der Hypnose aufgegebenen Handlung ist, wie Freud an anderer Stelle bemerkt, in einem bestimmten Augenblick also nicht nur Objekt des Bewußtseins geworden, sondern auch der Auftrag zum Handeln ist wirksam geworden, obwohl dieser unbewußt geblieben ist (vgl. GW VII, 432). »Alles, was Gegenstand unserer inneren Wahrnehmung werden kann, ist virtuell« (GW II/III, 616) - und was heißt virtuell? doch nichts anderes, als daß etwas wirkungsfähig ist, daß ein scheinbares Bild entsteht: »wie das durch den Gang der Lichtstrahlen gegebene Bild im Fernrohr« (ebda.).

Freud beschreibt die Vorgänge im psychischen Apparat anhand eines Gleichnisses mit der Räumlichkeit: Vorstellungen, Gedanken und andere psychische Gebilde sind generell überhaupt nicht in organischen Elementen des Nervensystems angesiedelt, sondern zwischen ihnen (vgl. ebda., 615). Diese Systeme, so Freud, die selbst nichts Psychisches sind, und unserer psychischen Wahrnehmung nie zugänglich werden, können mit den Linsen des Fernrohrs, die das Bild entwerfen, verglichen werden. »In der Fortsetzung dieses Gleichnisses entspräche die Zensur zwischen zwei Systemen der Strahlenbrechung beim Übergang in ein neues Medium« (ebda., 616).

Freud heißt daher die latenten Gedanken, die zum Bewußtsein kommen können, »vorbewußte« und »reserviert« den Ausdruck »unbewußt« für die latenten Gedanken, die bewußtseinsunfähig sind (vgl. GW VIII, 434). Lacan spricht von »unbewußter réserve«, was ein Ausdruck aus der Sprache der Färbetechnik ist und die Stellen bezeichnet, die mit einer schützenden Substanz, beispielsweise mit Wachs, zugedeckt und dem Färbemittel nicht ausgesetzt werden.

Was Lacan hier anspricht, ist die Beziehung zwischen Vorbewußtem und Unbewußtem, die Freud so interpretiert, daß sich das Vorbewußte ohne Rücksicht auf das Unbewußte - und vielleicht erst unter Überstehung einer neuen Zensur - in unabänderlicher Reihenfolge durchsetzt und zum Bewußtsein kommt. Um diese Tatsache zu beschreiben, hat Freud das topische Modell benutzt: »Wir beschrieben die Beziehungen der beiden Systeme zueinander und zum Bewußtsein, indem wir sagten, das System Vbw stehe wie ein Schirm zwischen dem System Ubw und dem Bewußten« (GW II/III, 620).

Die unbewußte Vorstellung ist überhaupt unfähig, ins Vorbewußte einzutreten. Sie kann dort nur Wirkung äußern, wenn sie sich mit einer »harmlosen, dem Vorbewußten bereits angehörigen Vorstellung« verbindet, ihre Intensität auf sie überträgt und sich durch sie decken läßt. Und Freud fährt fort: »Es ist dies die Tatsache der Übertragung, welche für so viele auffällige Vorfälle im Seelenleben der Neurotiker die Aufklärung enthält. Die Übertragung kann die Vorstellung aus dem Vorbewußten, welche somit zu einer unverdient großen Intensität gelangt, oder ihr selbst eine Modifikation durch den Inhalt der übertragenden Vorstellung aufdrängen« (ebda., 568).

Unversehens sind wir also vom seither bloß beschreibenden Sinn des Ausdrucks »unbewußt« zu seinem dynamischen Charakter hinübergeglitten. Lacan sagt, daß die Syntax vorbewußt ist: »Wenn das Subjekt seine Geschichte erzählt, tritt latent in Aktion, was diese Syntax regiert und sie dann von Mal zu Mal mehr einengt.« (Man beachte die Ambiguität des Wortes: Mal; H.O.) Und weiter: »Die Beziehung von Syntax und unbewußter réserve aber entgeht dem Subjekt« (S XI, 74).

Wir sind da angelangt, wo es um die Einengung um den Kern geht.

Alexandra

In einer Darstellung der Phobie einer erwachsenen Frau berichtet Françoise Dolto (Fallstudien zur Kinderanalyse, 42), daß sie immer in den »Analysen von Phobikern« beobachten konnte, daß

diese sprechen und plötzlich schweigen. In solchen Analysen, so Dolto, wo lange geschwiegen wurde, wo nichts geschieht, taucht dann etwas auf: »ein scheinbar bedeutungsloses Wort«, ein »vereinzelt Bild, das von einem langen Traum übrigblieb, dann ein sehr bewegendes Augenblick. Wo es überhaupt keine Erinnerung gab, stellt sich plötzlich mit einer außergewöhnlichen Intensität eine Erinnerung ein« (ebda). In der oben genannten Darstellung erzählt die Analysantin, von Dolto Alexandra genannt, von traumatischen Situationen, die zwar sexueller Art waren, die dies aber nicht als solche erlebt hatte. Alexandra erinnert ein Ereignis, wie sie auf der Flucht einen Fluß überqueren muß. Vor der Überquerung trennt sich die älteste Schwester von ihr: sie will nicht mitkommen, weil sie einen Mann liebt, der sich für die Revolution entschieden hat. Auf diese traumatische Situation folgt die Passage des Zolls. Für Alexandra, so Dolto, liegt der »wahre Kern« des sexuellen Traumas in dieser Passage: Ihre Großmutter hat in Alexandras Vagina einen Scheck versteckt und ihr eine Monatsbinde angelegt. Alexandra muß sich ganz ausziehen und wird von einer Frau, mit der sie alleine in einem Zimmer ist, durchsucht. Alexandra war ein Kind, »das überhaupt nichts von der Weiblichkeit wußte« (ebda.). Danach erinnert sie eine noch frühere Szene: Die Mutter von Alexandra, die als neurasthenisch bezeichnet wurde, hat diese nie anders als »im Dämmerzustand in einem abgeschlossenen Zimmer mit halbgeöffneten Fensterläden« (ebda, 43) gesehen. Eines Tages rennt Alexandra, ohne die üblichen Vorschriften zu beachten, in dieses Zimmer und sieht »den Doktor (... der jeden Tag kam) auf ihrer Mutter liegen. Das wäre ohne Folgen geblieben, hätte die Mutter nicht die Anwesenheit der Tochter bemerkt und einen schrecklichen Schrei ausgestoßen« (ebda., 44). Alexandra hört den Schrei der Mutter wie den »Schrei eines Tieres«. Es war, als ob sie von »oben bis unten« zerrissen würde.

Zitternd verläßt sie das Zimmer und spricht nicht mehr darüber. Auf der Couch schweigt Alexandra, nachdem sie die Szene geschildert hat. Sie hatte sich nie klar gemacht, so Dolto, daß der Doktor der Liebhaber ihrer Mutter war.

Das Werben um den Blick

I came upon a wedding
that old fam'lies had contrived
Bethlehem the bridegroom
Babylon the bride.

Great Babylon was naked
Ah! she stood there trembling for me
And Bethlehem inflamed us both
like a shy one at some orgy.

And when we fell together
all our flesh was like a veil
But I had to draw aside
to see the serpent eat its tail.

Leonard Cohen, aus »Last Year's Man«

Der Abgrund, der sich auftut, wenn der Schleier in seltenen Augenblicken gelüftet wird, erinnert daran, an welch seidenem Faden das Subjekt hängt.

Wie also ist es um eine Lehre bestellt, wo es sich um eine Leerstelle dreht, wo Übergänge nicht geräuschlos vor sich gehen und Grenzen nicht so ohne weiteres umgangen werden können.

Da, wo Analogien ein Ende haben, wo Vergleiche abbrechen, wie Freud oft sagt. Da bricht es ein, taucht - vielleicht im Traum - eine Gestalt auf, ein Bild. Eine Stimme läßt sich vernehmen, vielleicht ganz leise nur ... Eine Erinnerung, die zum Sprechen nötigt. Durch das Sprechen kommt die Vorwärtsbewegung in Gang. Also besteht diese Vorwärtsbewegung in einem Erinnern, das zur Sprache kommt, dem oft ein »beredsames Schweigen« vorausgeht: über das Ereignis, das verschüttet, begraben liegt.

In der Übertragung geht es um die Beziehung zum Realen. »Keine Praxis ist mehr auf jenen Kern des Realen hin orientiert, der das Zentrum der psychoanalytischen Erfahrung ausmacht« (S XI,

59). Freud sagt, daß nichts »in effigie, in absentia« zu erfassen ist - doch geht es nicht in der Übertragung um eben ein Verhältnis zu einer Abwesenheit? Diesen Doppelsinn, so Lacan, »der in der Übertragung auftretenden Realität ist letzten Endes nur auflösbar, wenn wir von der Funktion des Realen in der Wiederholung ausgehen« (ebda.).

Das, was sich wiederholt, ist etwas, was wie durch Zufall geschieht: Der Regenschirm, den der Patient für Freud aufgespannt hat - auf was verweist er? »auf ein hinter ihm Liegendes« (ebda.)? Auf ein Begehren? Aber auf ein Begehren des Andern. Doch der Schirm ist sozusagen blickdicht - wie es gewissen Damenstrümpfen nachgesagt wird - und das dahinter Liegende ist nur unter bestimmten Bedingungen sichtbar: »Wenn ein Beleuchtungseffekt, der isoliert auftritt, über uns zu herrschen beginnt, wenn beispielsweise ein Lichtstrahl unseren Blick leitet und uns fesselt, da er uns als milchiger Kegel erscheint, der uns hindert zu sehen, was er erhellt - so bewirkt schon der Umstand, daß wir einen kleinen Schirm in dieses Feld halten, der sich gegen das abhebt, was beleuchtet ist, ohne gesehen zu werden, daß das milchige Licht sozusagen wieder in den Schatten zurücktritt und das Objekt auftaucht, welches von dem Licht verdeckt war« (ebda., 114).

Der Schirm also Ort der Vermittlung. Obwohl er als Instrument absolut dicht, vollkommen undurchlässig - gegen Licht, wie gegen Wasser - ist, ist er doch nicht sicher vor dem Feuer. Freud weist darauf hin, daß die Wärme, die das Feuer ausstrahlt, dieselbe Empfindung hervorruft, die den Zustand sexueller Erregung begleitet. Die Flamme »mahnt in Form und Bewegungen an den tätigen Phallus« (GW XVI, 6).

Lacan spricht vom »Fieber« aufseiten Freuds, von dessen Gier, die ihn während der Analyse des Wolfsmanns begleitet hat, von dessen Angst, die tatsächliche Funktion des Phantasmas zu sehen. Der Ort des Realen führt vom Trauma zum Phantasma, »sofern nämlich das Phantasma immer nur einen Schirm darstellt, dessen Funktion es ist, ein absolut Erstes, in der Wiederholung Determinierendes jedem Zugriff zu entziehen« (S XI, 66). Deshalb kann vom

Realen als einem »nicht Assimilierbaren« gesprochen werden, das aber in Form des Traumas für den Verlauf der analytischen Erfahrung bestimmend ist und sehr wohl einen »akzidentellen Ursprung« setzt (vgl. ebda., 61).

»Das Reale stützt das Phantasma, das Phantasma beschützt das Reale« (ebda., 47). Was auftaucht, ist ein Bild - dem Bild des Malers vergleichbar - das ebenso undurchdringlich, so blickdicht ist wie der Schirm. Und doch: Es ist Blick in ihm. Du willst also sehen, nun gut, dann sieh das! Der Blick ist sichtbar, der Blick des Andern, den ich in einem Blätterrauscheln wahrnehme, in einem halbgeöffneten Fensterladen!, der mich überrascht, mich beschämt. Aber man sieht nicht das, was man sehen will.

»Der Phallus funktioniert überall, außer dort, wo man ihn erwartet: auf der Ebene der genitalen Vermittlung. Deshalb ist die Angst die Wahrheit der Sexualität« (Lacan, L'angoisse, zitiert nach: Riss, Nr. 17, 42).

Der Traum im 7. Kapitel der »Traumdeutung« ist so dicht, so »dreifach verschlossen«, wie Lacan sagt. Die auf immer verfehlte Begegnung mit dem Dahinterliegenden, dem Darunterliegenden - ich erinnere an die mit Wachs bedeckten Stellen, oder auch an den »Wunderblock« -, mit dem, was hinter dem Vorhang, dem Schleier, dem Feuer liegt.

Das französische »sujet« kann auch mit »Stoff, Vorwurf« übersetzt werden (A.d.Ü in: Lacan, Schriften II, 195). Im Bild des Kindes, das im Traum des Vaters mit vorwurfsvollen Blicken hervortritt, sich nähert - ist da nicht der Vorwurf Verkleidung des Objekts fürs Subjekt?

Der letzte Grund, der Angstgrund, dieses Allerintimste - ist nicht erfaßbar. Ich kann mich nicht erfassen. Vielleicht, daß das Feuer in diesem Traum dieses Nein! bedeutet. Ich wache auf. Und doch, was bleibt, ist die Stimme des Kindes, der Nachhall seiner Worte: Vater, siehst Du denn nicht ...

Das Werben um den Blick.

(Nachtrag zum Seminar von Robert Krokowski
»Hemmung, Symptom, Angst« im Winter 1990/91)

Mitteilungen der Assoziation

Arbeitsfelder Durch Beschluß der Mitgliederversammlung sind bisher die folgenden Arbeitsfelder für die Mitglieder der Assoziation eingerichtet worden:

Übermittlung und Übertragung In diesem Arbeitsfeld soll ausgegangen werden von der Frage, wie es um die Lehrbarkeit einer Lehre bestellt ist, die die Ununterscheidbarkeit von Lehren und Sprechen zu ihrem Inhalt hat.

Anspruch und Begehren Das Verhältnis von Psychoanalyse und Medizin: Wie verhält sich der Anspruch des Kranken zum Genießen des Körpers?

Die Vertäuerungen des Wissens Nicht zu übersehen, daß das sexuelle Begehren sein erstes Erscheinen in der Entwicklung des Individuums auf der Ebene des Begehrens um Wissen bekundet.

Hystorie
der Psychoanalyse Konstruktionen in der Analyse: Die
Freudsche Ordnung, Judaismus in der
Psychoanalyse.

Cette étrangeté
qui m'est familiale
- unheimlich Spracheneffekte: Wunsch - désir - Begehren.

Das Begehren
des Analytikers Die Mitglieder, die sich als Analytiker
erklärt haben, konstituieren das Arbeitsfeld
Das Begehren des Analytikers. Es arbeitet an
der Frage nach dem Grund zur und der
Übertragung, der Ausrichtung der Kur. Wie
ist die Identifizierung zu fassen im Hinblick
auf die Funktion des *a* ?

Literatur und
Psychoanalyse Eine Anwendung der Psychoanalyse.

Geld Was heißt, daß sich alles um das dreht,
worüber man nicht spricht, ob es nun stinkt
oder nicht.

Anmeldungen zu den genannten und
Vorschläge zu weiteren Arbeitsfeldern
nimmt der Koordinator entgegen. Jedes
Arbeitsfeld besteht aus drei bis fünf Mitglie-
dern der Assoziation und einem ihm zuge-
wiesenen Berichterstatter.
Voraussetzung für die Teilnahme an einem
Arbeitsfeld ist die Mitgliedschaft in der
Assoziation.

Seminare 91/92 Eva Maria Jobst:
Die Angst ist nicht ohne Objekt
Wiederaufnahme der Lektüre des Seminars
»L'Angoisse« (1962/63) von Jacques Lacan
Freitag 19.30 Uhr, vierzehntäglich;
Beginn: 15.11.91

Robert Krokowski:
Was ist das Gegenteil der Angst?
Keine Schwierigkeit, auf die Frage nach
dem Gegenteil der Liebe die Antwort zu
hören: Haß. Schwieriger schon nach dem
»Gegenteil« eines »Urwortes« zu fragen:
unheimlich. Was aber wäre das Gegenteil
der Angst? Vor allem: Gibt es einen
Wunsch danach?
Mittwoch 20.00 Uhr, dreiwöchentlich;
Beginn: 13.11.91

Robert Krokowski:
Topologie
Lektüre des Textes: »Identität und Kata-
strophentheorie (Topologie der Differenz)«
von *Jean Petitot-Cocorda*, in: Jean-Marie
Benoist (Hrsg.), Identität, Ein interdiszipli-
näres Seminar unter Leitung von Claude
Lévi-Strauss, Stuttgart 1980, S. 102 - 151
Mittwoch 20.00 Uhr, dreiwöchentlich;
Beginn: 27.11.91

Robert Krokowski:
TrAnsJazz
Eine psychoanalytische Assoziation findet
sich in ihrer Arbeit eher auf die einer
Jazzformation verwiesen, denn auf einen

Seminare 91/92 universitären Betrieb oder die institutionli-
sierten Umtriebe einer Standesorganisation.
Es gilt, nicht nur diese Wette zu halten, son-
dern auch, die Möglichkeiten und Notwen-
digkeiten eines Zusammenspiels zur
Sprache zu bringen, das die reine Analogi-
sierung von psychoanalytischen und musika-
lischen Zusammenhängen überschreitet.
Mittwoch 20.00 Uhr, dreiwöchentlich;
Beginn aber: Dienstag, 19.11.91

Claus-Dieter Rath:

Das Volk, Die Psychoanalyse

Mit dem Umschlagen von »Wir sind das
Volk« in »Wir sind ein Volk« wurde das
Wirken des Signifikanten »Ein« spektakulär
deutlich, dem die Psychoanalyse das gespal-
tene Subjekt entgegengesetzt. Das Volk als
»großes Ganzes«, als »Souverän« wie als
Niedriges, Pöbel, berührt die psychoanalyti-
sche Praxis in mehrfacher Hinsicht: wie
steht psychoanalytisches Wissen zum soge-
nannten Volkswissen (woran sich die Frage
der Laienanalyse knüpft)? Wie verhält sich
die Sehnsucht nach einem heilen Volk, nach
dem Volkswohl, zum Wunsch geheilt zu
werden und zu heilen? Von welchen
Objekten der Partialtriebe geht die Faszina-
tion des Volkes aus? Mit welchen Verdrän-
gungsschüben reagieren unterschiedliche
Völker auf den Skandal der Psychoanalyse,
der in der Anerkennung des Unbewußten
besteht?

Dienstag 20.00 Uhr, vierzehntäglich;
Beginn: 12.11.91

Seminare 91/92 Der *Veranstaltungsort* der Seminare ist die
Galerie T&A, Wallstraße 60,
O-1020 Berlin-Mitte;
Fahrverbindung:
U-Bhf. Märkisches Museum;
S-Bhf. Jannowitzbrücke

Anmeldungen zu den Seminaren über das
Sekretariat der Assoziation oder in der
ersten Sitzung bei den Seminarleitern.

Die Kosten für ein Seminar betragen 100
DM, für mehrere Seminare 150 DM.

Colloquium

**»Analytiker-
ausbildung,**

Lehranalyse« Unter dem Thema: *»Analytikerausbildung,
Lehranalyse«* findet ab Januar 92 ein Collo-
quium der Assoziation statt.

Die nächsten Termine sind:

12. 1. 92:
Claus Rath, Was fehlt ihnen.

16. 2. 92:
Jutta Prasse, Das Ideal

15. 3. 92:
Hinrich Lühmann, Techne?

Die Veranstaltungen beginnen jeweils um
10.30 Uhr.

Tagung: Am 12. und 13. September findet in Berlin »Geld« unter dem Titel »Geld« eine öffentliche Tagung der Psychoanalytischen Assoziation statt. Über Programm und Ort werden der nächste Brief und eine gesonderte Einladung informieren.

Hinweise Unter dem Thema: »Was heißt deuten?« finden demnächst folgende Vorträge in Karlsruhe, Schofer-Saal, Ständehausstr. 4, statt:

6. 12. 91: Dr. August Ruhs, Wien: »Deuten, konstruieren, dekonstruieren«

7. 2. 92: Dr. Jean-Claude Schaetzel, Straßburg: »Was heißt deuten?«

Am 25. und 26. 1. 92 veranstaltet *Apertura* ein Colloquium in Paris:

»Psychoanalyse, sciences et rationalité«
Anmeldungen an: BRFL - Apertura,
BP 56, F-67067 Strasbourg Cedex.

Am 21. und 22. 3. 92 veranstalten
Freiburger Analytiker eine Tagung
»Der Platz des Analytikers«.

Anmeldung bis zum 31. 12. 91 bei
Gerd Schillmöller, Im Hausgarten 25a,
7800 Freiburg

Vom 28. bis 30. 5. 92 finden in Berlin unter dem Titel »Lacan in Deutschland« Studientage der *Fondation Europeenne pour la Psychoanalyse* statt.

Hinweise Oktober 92: Tagung der *Fondation Europeenne pour la Psychoanalyse* in Dublin:
»Le sujet de l'inconscient et les langues«

Impressum

Redaktionskomitee: Robert Krokowski
Dietrich Pilz
Christiane Schrübbers
Ilisabe Witte

Gestaltung: Jürgen Freter

Redaktionsanschrift: c/o Witte, Cheruskerstr. 6,
1000 Berlin 62

Die *Briefe* erscheinen in der Regel dreimal im Jahr. Sie informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte. Wer sie zu erhalten wünscht, teile dies bitte der Redaktion mit.